



Paul Erlings Erholungsreise.
 Novelle von Helene Nyblom. — Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen übersetzt von Homo.



Endlich war der Frühling gekommen. Der Winter war entsetzlich lang gewesen, und die Hoffnung auf einen baldigen Sommer, die durch einige flüchtige Sonnenblicke und heitere Apriltage im sehrenden Menschenherzen erweckt war, sollte wieder zu Schanden werden. Siegreich brausten alte Stürme von neuem über Feld und Wald, und wieder begannen die weißen Schneeflocken ihren munteren Tanz und kündigten voller Schadenfreude an, daß sie durchaus noch nicht daran dachten, fürs erste das Feld zu räumen.

Aber endlich wurde es doch Frühling! Er kam von weit her übers Meer und landete an einem schönen Maientage an der Südküste Schwedens, um von hier aus, nordwärts ziehend, das ganze Land zu erobern. Das war aber kein Kinderpiel für ihn! Schritt für Schritt mußte er sich seinen Weg bahnen, denn der Winter ergab sich erst nach langem, hartem Kampfe. Alle Sonnenstrahlen, die ihm zu Gebote standen, führte er ins Gefecht. Sie mußten die Schneemassen schmelzen, die tief in den Wäldern lagerten, und erst nach einem mehrtägigen, hartnäckigen Kampfe gelang es ihnen, das Eis auf den Flüssen und Seen zu sprengen, und die Eisschollen, von raschen Wellen verfolgt, ins weite Meer hinaus zu jagen.

Es war Anfang Juni, der Ahorn zeigte seine ersten grünen Spitzen, die Obstbäume blühten schon, während die Eichen sich nur ungerne von ihrem vorigjährigen, welken Laube trennten, und die anmutigen Eichen lugten vorsichtig aus, ob ihre Zeit schon gekommen sei, ihren herrlichen Blumenschmuck zu entfalten.

In einem kleinen Garten einer schwedischen Landschaft stand eine Schlehdornhecke in voller Blütenpracht. Ein großer Ahornbaum beschattete sie, und auf dem Rasenplatz vor der Fliederlaube blühten einige junge Fruchtbäume. An einem offenen Fenster, das auf diesen kleinen grünen Fleck Erde hinaus sah, stand ein junger Mann mit einer Cigarre im Munde. Er hatte die Ellenbogen auf die Fensterbrüstung gestützt und schien ganz in Gedanken versunken. Nachdenklich blies er den blauen Rauch seiner Cigarre in die Luft und sah zum Himmel auf, der mit großen, dunkelgrauen Regenwolken bedeckt war. Schwerlich war es aber das Wetter, was ihn zu so tiefem Nachdenken veranlaßte. Seine Augen blickten gar zu träumerisch in die Landschaft hinaus: es schien, als lauschte er einer nur ihm vernehmbaren Musik. Der junge Mann hieß Paul Erling und war seit zwei Jahren Bürgermeister der kleinen Stadt.

Drinnen im Zimmer saß seine junge Frau und nähte. Es war eigentlich sein Arbeitszimmer, aber sie pflegte, wenn er allein war, sich gern mit ihrem Nähzeug zu ihm zu setzen. Ihr kleiner Arbeitsstod stand auf einem Tische, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, und sie selber ruhte in bequemer Stellung auf einem Sopha neben demselben. Die Frau Bürgermeister war eine ganz junge Dame, kaum zwanzig Jahre alt und machte einen noch jüngeren Eindruck. Die

schmalen Schultern, die schlanken, zarten Hände, alles war von jugendlicher Form. Ihr rundes, blaßes Antlitz mit dem ausdrucksvollen Munde und den klugen braunen Augen war von einem Kranze hellbrauner Locken umgeben.

Sie war mit der Anfertigung eines kleinen Kinderjäckchens beschäftigt, und man sah ihr an, daß sie noch keine große Fertigkeit im Nähen besaß. Mit großer Sorgfalt und Vorsicht zogen die schlanken Finger den Faden langsam durch den weißen Batist.

„Paul,“ sagte sie nach einer Weile zu ihrem Mann, ohne von der Arbeit aufzusehen, „was meinst du, soll ich eine geklöppelte oder eine gehäkelte Spitze an das Jäckchen setzen?“

Ihr Mann antwortete nicht, und sie wiederholte die Frage. „Ganz wie du willst, mein Schatz,“ erwiderte er, ohne sich umzuwenden. „Ich denke, deinem Sohn wird es wohl gleichgültig sein, ob er eine gehäkelte oder geklöppelte Spitze an seiner Jacke hat.“

„Meinem Sohn!“ — „wiederholte sie. „Wer sagt dir denn, daß es ein Sohn wird?“

„Nun, großer Gott, was könnte es denn sonst wohl werden?“ verzetzte Paul, immer noch aus dem Fenster sehend. „Ja, was könnte es auch sonst wohl werden,“ wiederholte sie und sah lachend zu ihm hinüber.

Es wurde wieder stille in der Stube. Draußen im Kirschbaum saß ein Vogel und sang aus voller Kehle. Es mußte eine ganz besondere Melodie sein — eigens für diesen Zweck komponiert. Der kleine Sängler schien selbst sehr zufrieden mit seiner Leistung, Brust und Kehle arbeiteten mächtig. Er legte den Kopf auf die Seite und verdröchte die Augen, ganz hingerissen von seinem eigenen Gesange. Durch die graublauen Wolken brach die Sonne hervor, und der Kirschbaum schüttelte einen leisen Regen von weißen Blütenblättern auf den Rasenplatz.

„Ich glaube, es würde heute Abend noch regnen, aber es scheint doch nichts daraus zu werden,“ sagte Paul vom Fenster her. „Daß du nicht Lust, deinen Hut aufzusetzen und noch einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, Manny?“

„Liebster Paul,“ antwortete sie. „Ich bin so müde, ich habe heute den ganzen Tag herumgewirtschaftet und so viele Besorgungen gemacht. Ich glaube, es ist besser, wenn ich mich heute Abend ruhig verhalte.“

„Wie du meinst! — Wenn ich nur wüßte, wo der Doktor heute Abend steckt! Ich ginge gern noch ein wenig aus, um ein Glas Bier mit ihm zu trinken,“ sagte Paul und kam langsam auf sie zu. „Würdest du etwas dagegen haben?“

„Nicht das Geringste,“ antwortete sie mit Nachdruck und beugte sich tiefer über ihr Nähzeug.

Er warf einen flüchtigen Blick auf sie und trat wieder ans Fenster.

„Aber wenn du durchaus gehen willst, solltest du es lieber gleich thun,“ brachte Manny mit großer Kraftanstrengung hervor. Sie hatte ein Gefühl, als würde ihr der Hals zugeschnürt.

„Ach nein, mir liegt eigentlich gar nichts daran,“ erwiderte Paul gleichgültig.

Sie legte ihre Arbeit bei Seite, richtete sich im Sofa auf und sah auf ihren Mann, der ihr den Rücken zugekehrt hatte. Man brauchte nur den strahlenden Blick zu sehen, mit dem sie seinen lockigen Kopf, seine schlanke Gestalt und seine ganze Erscheinung betrachtete, um zu wissen, wie verliebt diese kleine Frau in ihren Mann war. Sie ging leise zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Bist du mir böse?“ fragte sie sanft. „Wie kannst du nur so etwas denken?“ antwortete er lebhafte und wandte sich um.

„Woran dachtest du denn eben?“ fragte sie wieder und schob ihren Arm unter den seinen. Er richtete sich auf, rechte und streckte sich und durchwühlte mit beiden Händen sein dichtes, krauses Haar.

„Ach, daß du's nur weißt, ich sehne mich unendlich danach, einmal wieder hinaus zu kommen in die freie Natur!“ sagte er mit einem Seufzer.

Sie sah ihn mit großen, entsetzten Augen an. „Du wolltest mich verlassen?“ fragte sie.

Er schlang seinen Arm um sie, zog sie zu sich heran und beugte sich über sie. Seine dunklen Augen hatten etwas Berückendes, und sein Mund lächelte liebenswürdig, als er mit leiser Stimme zu ihr sagte: „Du mußt nicht bange werden; ich dachte nur vielleicht auf ein paar Tage fort zu gehen.“

Sie ließ ihren Kopf auf seine Schulter sinken und sagte nichts. Aber ihr Mann wußte recht gut, was in ihr vorging.

„Du hältst mich gewiß für einen recht schlimmen, grausamen Mann, wenn ich jetzt auf drei oder vier Tage ausfliege und den Altentaub abhüttelte,“ sagte er und streichelte ihr Haar.

Als sie noch immer nicht antwortete, fuhr er in demselben freundlichen Tone fort:

„Ja, wenn du dich ängstigst, allein zu sein, oder wenn du denkst, daß irgend etwas passieren könnte, während ich fort bin, so kann ja natürlich von einer Reise gar keine Rede sein, — aber sonst — — Du weißt, ich hatte in der letzten Zeit so entsetzlich viel zu thun. Es wäre mir wirklich gut, etwas Luft zu schnappen, ehe ich wieder an die Arbeit gehe.“

„Du kannst ja gern reisen,“ entgegnete sie mit kaum hörbarer, trauriger Stimme. Aber sie sah ihn nicht an.

Ein peinlicher Zug fuhr über seine Stirn, doch zog er sie fester an sich und sagte: „Willst du mir auch wirklich nicht böse sein und nicht denken, daß ich unfreundlich und rücksichtslos gegen dich bin, wenn ich dich ein paar Tage verlasse und nur an mich selber denke?“

Jetzt sah sie zu ihm auf, ihr Mund lächelte wieder, aber ihre Augen standen noch voller Thränen. „Du kannst gern reisen,“ sagte sie wieder, aber diesmal klang es schon fröhlicher. „Du hast es gewiß nötig, mein armer Junge, du hattest zu viel zu thun in der letzten Zeit, aber, nicht wahr, du kommst bald wieder?“

Pauls Antlitz strahlte. „Bald? — bald? In drei Tagen bin ich wieder daheim; und wenn du wünschst, daß ich früher kommen soll, so schreibst oder telegraphierst du nach den verschiedenen Orten unter den Adressen, die ich dir aufgeben werde.“

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und sagte nach einer kleinen Pause: „Mit wem willst du reisen?“

„Mit wem,“ wiederholte er und ließ ihre Hand los. „Mit niemandem! Mit wem sollte ich auch reisen! Du kannst ja nicht mit mir kommen, und um andere Reisegeellschaft ist es mir nicht zu thun,“ fügte er hinzu und küßte ihre Hand. „Ich muß aber wirklich hinaus ins Freie!“

Sie gingen zusammen ans Sofa, und er setzte sich zu ihr und erzählte ihr, welche Tour er zu machen gedachte. Erst wollte er mit der Eisenbahn fahren, dann mit einem Wagen durch den Wald und schließlich zu Fuß über die Ebene bis an das Meer hinab wandern, wo das Heim seiner Kindheit gewesen.

„Willst du denn niemanden unterwegs besuchen?“ fragte sie. „Nein, ich glaube nicht,“ antwortete er, „ich will diese kurze Zeit einmal ganz allein in der freien Natur zubringen!“

Sie nahm ihre Arbeit wieder zur Hand, und er ging mit seiner Cigarre im Zimmer auf und nieder und erzählte ihr, was er an jedem einzelnen Tage vornehmen wolle.

Er sah sehr fröhlich aus und sie recht niedergeschlagen. Aber er versuchte, seine Freude zu dämpfen und sie gab sich alle Mühe, heiter zu erscheinen, obgleich die bevorstehende Trennung wie ein Alp auf ihr lag.

Es war inzwischen Abend geworden und der einfache Theetisch wurde gedeckt. Während sie den Thee bereitete, packte er seinen Koffer, und früher als gewöhnlich begaben sie sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, als sie noch in tiefem Schlafe lag, war er schon aufgestanden, hatte Kaffee getrunken und trat nun leise an ihr Bett.

„Lebe wohl, mein teurer Schatz!“ flüsterte er und küßte sie auf Mund und Augen. „Schlaf noch ein paar Stunden und schreibe mir morgen, wie es dir geht!“

Sie schlang die Arme um seinen Hals, doch konnte sie kein Wort hervorbringen, und schon im nächsten Augenblick war er aus der Thür.

Aber die junge Frau schlief nicht. Sie lag wach und weinte bitterlich. Sie war doch das allerunglücklichste Geschöpf in der ganzen Welt! Und warum? Nur weil ihr Mann auf drei Tage von ihr ging!

Es ging ihr wie den meisten jungen Frauen. Sie hatte sich die Ehe als ewiges tête à tête vorgestellt, das nur durch die allernotwendigsten, ganz unvermeidlichen Berufsgeschäfte unterbrochen werden könne.

Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und hatte gewiß eine gute, verständige Erziehung genossen. Aber man hatte sie stets mit der größten Zärtlichkeit gehegt und gepflegt. Allein auf sich selber angewiesen zu sein, war ihr etwas ganz Neues. Ihre Freunde und Bekannte hatten sie alle sehr bewundert und wegen ihrer vielen guten und liebenswürdigen Eigenschaften geliebt. Mit einem Worte, sie war allgemein verzogen worden. Kaum hatte sie die Kinderschuhe vertreten, als sie sich von Be-

werben umringt sah, denn auf alle Männer, die in ihre Nähe kamen, übte sie eine wunderbare Anziehungskraft aus, ohne daß sich jemand Rechenschaft geben konnte, worin der Zauber eigentlich bestand. Deshalb machte es ein großes Aufsehen, als sie an einem schönen Sommertage ihrem jetzigen Manne nach ganz kurzer Bekanntschaft ihr Jawort gab. — Nanny war also wirklich verlobt! Dieser glückliche Mann, der sie zur Frau bekam! sagte der Eine zum Andern mit dem Ausdruck der größten Verwunderung.

Vor einem Jahr war ihre Hochzeit mit großer Pracht im Hause ihres reichen Vaters gefeiert worden. Ihre zahlreichen weinenden Freundinnen hatten nie in ihrem Leben etwas so Süßes gesehen wie Nanny als Braut! Da waren so viele gerührte alte Tanten und freundliche Onkel und vor allem ihre Eltern, die ihre blutigen Thränen vergossen, als Nanny abreiste!

Die junge Frau selber war natürlich unbeschreiblich glücklich! Sie fuhr durch die schöne Sommernacht dahin; ihr Mann hatte seinen Arm zärtlich um sie geschlungen. Für sie war es kein Opfer, sondern das größte Glück der Welt, daß sie mit ihm gehen und immer bei ihm bleiben durfte.

Sie dachte nicht darüber nach, daß ihr neues Heim viele, viele Meilen von ihrer Vaterstadt entfernt lag und daß sie dort weder Verwandte noch Freunde hatte. Die leidenschaftliche Liebe, die sie bis dahin für ihre Eltern empfunden hatte, übertrug sie jetzt voll und ganz auf ihren Mann. Dieser hatte indessen viel zu thun, sowohl im Hause wie außer demselben, und sie sah bald ein, daß sie oft allein sein müsse; doch tröstete sie sich damit, daß nur die geschäftlichen Pflichten ihn ihr entzogen. Sonst verließ er sie nur selten, und wenn auch nicht das ganze Jahr ein ununterbrochenes Liebesduett gewesen war, so widmeten sie dieser Beschäftigung doch einen ansehnlichen Teil ihrer Zeit, und sie war fest überzeugt, daß es in der ganzen Welt kein zweites Ehepaar gebe, das sich so glühend liebe wie sie und ihr Mann.

Es hatte ihr einen schweren Kampf gekostet, daß er jetzt so ganz plötzlich, ohne irgend welche Veranlassung von ihr gereift war und noch dazu in dieser Zeit, wo ein so wichtiges Ereignis bevorstand. Im nächsten Monat erwartete sie ihre Mutter, die bei ihr bleiben würde, bis sie wieder kräftig genug war, ihren Hausstand selber zu übernehmen; aber gerade jetzt fühlte sie sich so angegriffen, so niedergeschlagen! Am liebsten hätte sie ihren Mann immer um sich gehabt.

Aber bedurfte er nicht einer Erholung, einer Aufreicherung? sagte eine bescheidene Stimme in ihrem Innern. Doch diese Stimme ließ sie gar nicht aufkommen: „Lasse ich ihn denn allein?“ sagte sie halblaut und ihre Thränen flossen reichlicher. „Mir ist seine Gesellschaft stets die größte Erholung, und wenn ich nun krank würde, während er fort ist!“ Sie verbarg ihren Lockenkopf tief in die Kissen und schluchzte laut. Nach einer Weile fiel sie in einen tiefen Schlaf und als sie wieder aufwachte, war ihr wohl. Sie kleidete sich an, öffnete die Fenster und freute sich über den schönen Frühlingstag.

„Drei Tage vergehen bald!“ sagte sie zu sich selber und sah sehnsuchtsvoll in die Ferne hinaus.

Paul war inzwischen zur rechten Zeit am Bahnhofe angelangt. Es war ein kühler Morgen und nur wenige Personen warteten auf den Zug, der vom Norden kam. Er trat auf den Perron hinaus und ging dort auf und ab. Die Luft war klar und rein und über den Feldern sangen die Lerchen ihr schmetterndes Lied. Er selber fühlte sich so frei, so leicht! Ihm war, als habe er Flügel bekommen.

Er ging ans Ende des Perrons und spähte nach Norden, da erblickte er einen leichten Rauch über dem Walde, und jetzt kam der Zug aus dem Gehölze hervor und brauste in rasender Fahrt, dichte Rauchwolken zurücklassend, über die Ebene heran. Ein geller Pfiff, der in Pauls Ohren wie ein lauter Freundschaftsruuf klang, ertönte, und wenige Sekunden darauf hielt der Zug vor dem Perron. Die Thüren wurden hastig aufgerissen. Alles eilte und drängte. Drei Minuten Aufenthalt! Dann wurde die Thür zu Pauls Coupé geschlossen und vorwärts ging's in fliegender Fahrt.

Paul war allein im Coupé; beide Fenster waren weit geöffnet und die frische Morgenluft strömte zu ihm herein. Er zündete seine Cigarre an und lehnte sich gemütlich in eine Ecke zurück.

„Endlich bin ich frei! Frei von den Sorgen und Mühen des alltäglichen Lebens! Wie werde ich diese Tage genießen!“ sagte er halblaut zu sich selber.

An der nächsten Station kamen einige Herren zu ihm in das Coupé. Der eine war ein älterer Mann mit großen Glogaugen, Hängebacken und einem verdrossenen Ausdruck um den Mund. Er blickte Paul mißmutig an, als ärgere er sich über dessen heitere Laune.

Paul sah auch gar nicht danach aus, als ob er Lust zu einer Unterhaltung habe, und nachdem der alte Herr ihn eine Weile angestarrt hatte, wandte er ihm den Rücken.

Nein, Paul war durchaus nicht zu einer Konversation mit seinen Reisegefährten aufgelegt! Er mochte nicht einmal nachdenken und empfand nur ein unbestimmtes, seltsames Gefühl, daß er endlich frei sei von Amtspflichten und Alltagsgedanken und ungehindert hinausströmen könne in das sommergrüne Land.

Aus seiner Freude über seine Freiheit darf man aber nicht darauf schließen, daß Paul ein nachlässiger Beamter war; im Gegenteil, er arbeitete mit einer Energie, die nur der besitzt, welcher stets die Pflicht vor Augen hat, und sein Amt war ihm eine heilige Pflicht.

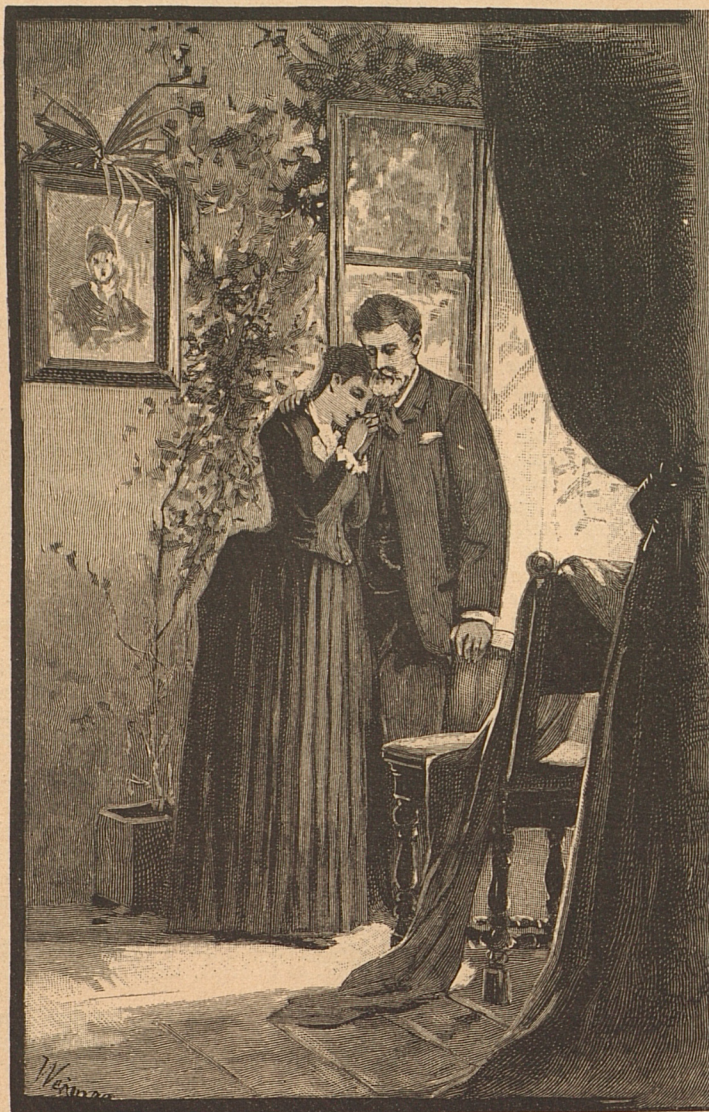
Sein Geburtsort lag an der Südküste Schwedens, wo man überall einen freien Blick auf das Meer hat und der Erdboden fruchtbarer, die Landschaft freundlicher und anmutiger ist, als dort, wo Paul jetzt sein Heim aufgeschlagen hatte. Sein Vater war Forstmann, und er verbrachte seine ganze Kindheit, sowie später alle Ferien auf dem Lande. Als Student war er schon oft vor Schluß des Semesters auf dem Wege in die Heimat, und dann wendete er fast seine ganze freie Zeit dazu an, im Walde umherzuwandern, zu jagen, mit den Fischern über das Meer zu segeln und lange Fußtouren durch das Land zu machen. Er liebte die Natur mit wahrer Inbrunst! Alle die geheimnisvollen Töne, die nur der

kennt, der sich so ganz innerlich in ihre Einsamkeit zu vertiefen versteht, waren ihm von Kind auf an vertraut. Er kannte nicht allein die Beschaffenheit des Erdbodens, nicht nur das Leben der Bäume und Pflanzen, die verschiedenen Stimmen der Vögel und die Meeresströmungen längs der Küste, — nein, auch die Poesie von all diesem empfand er tief! Das Geheimnisvolle, Milde, Unerforschliche und Unergründliche, das ihn schon als Knabe so bezaubert hatte, und noch jetzt in seinem Innern lebte! Er hatte den Zaubervogel singen hören, von dem die Sage erzählt, daß er den Wanderer weiter und immer weiter in das Waldesdickicht lockt, ohne sich jemals fangen zu lassen.

Wie glühend wünschte er oft, seine heimlichen Gedanken in Worte kleiden zu können! In ihm gährte etwas und er glaubte fest, daß es ihm gelingen müsse, diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Er fühlte keinen besonderen Trieb zu einem bestimmten Berufe in sich. Das Leben an und für sich war ihm inhaltsreich genug. Doch als er das Maturitäts-examen bestanden hatte, trat die Frage an ihn heran, was jetzt beginnen? Der Vater war nur unbemittelt und hatte für seine Verhältnisse schon viel auf die Erziehung des Sohnes verwendet. Jetzt war es an ihm, zu zeigen, daß diese Opfer nicht umsonst gebracht waren. Er mußte sich klar machen, daß ihn die Poesie des Lebens nicht ernähren könne, und nach kurzer Überlegung faßte er den Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen.

Da er fleißig und ernsthaft bei seinem Studium war, kam er schnell vorwärts und war nun schon seit mehreren Jahren im Staatsdienst angestellt.

Da trat die Liebe an ihn heran. Es war natürlich nicht



„Du wolltest mich verlassen?“ fragte sie.

das erste Mal, daß er sich verliebte, doch hatte er bis dahin niemals ernstlich daran gedacht, sich zu verheiraten. Als er seine jetzige Frau zum erstenmale gesehen hatte, sah er nachts lange auf und rechnete nach, ob es wohl möglich sei, auf seine geringe Einnahme hin einen Haushalt zu begründen. Seine Gedanken machten einen enormen salto mortale, wodurch es ihm gelang, sich selber einzureden, daß seine Einnahme bei bescheidenen Ansprüchen ausreichen würde, die Erhaltung eines Hausstandes zu bestreiten, und vierzehn Tage später ging er auf Freiersfüßen.

Trotz seiner leeren Hände fand er Gnade vor den Augen seines jetzigen Schwiegervaters, der ein wohlhabender Holzhändler war. Derselbe gab ihm nicht nur seine Tochter, sondern auch eine so reichliche Mitgift, daß das junge Paar schon im nächsten Jahre heiraten konnte.

So war er also ein tüchtiger Beamter und ein glücklicher Ehemann geworden und hatte allen Grund, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein. Aber die Poesie! was war dabei aus der Poesie geworden?

Ja, wenn man unter einem Dichter nur jemanden versteht, der die Poesie, die er in sich trägt, auch in Worte zu kleiden und auszusprechen vermag, dann war Paul kein Poet.

Natürlich schrieb er Liebeslieder für seine Braut; er zeigte sie auch hin und wieder seinen Freunden, doch diese schienen nicht viel davon zu halten. Es waren wunderbare, unklare Gedanken, die mit der Form rangen und nur wenig Ähnlichkeit mit den Liebesliedern anderer Poeten hatten.

Für seine Braut waren diese wieder natürlich kostbare Schätze; sie waren ja der Ausdruck seiner Liebe, und das genügte ihr; als sie aber sah, daß die Poesie keinen Beifall bei ihren Freundinnen fanden, behielt sie dieselben für sich allein.

Jetzt schrieb er selten oder niemals mehr Verse.

Wohl nur die wenigsten kennen die geheimnisvollen Stätten, wo die Poesie braust wie ein unterirdischer Fluß, der keinen Ausgang ans Tageslicht finden kann.

Eine solche unsichtbare Macht lebte in Pauls Innern, und während andere sich harmlos am Anblick eines Kornfeldes, einer blumigen Wiese erfreuten, fühlte er, wie der innere Strom in seiner Brust anschwellte, und wie seine Wogen rollten und brausten, als wollten sie sich gewaltsam einen Weg zur Außenwelt bahnen.

Er hatte interessante Arbeit im täglichen Leben, und das ungekannte Glück, mit einem so heißgeliebten Wesen, wie seine Frau, zusammen zu leben, füllte seine Gedanken aufs schönste aus. Und doch gab es in seinem Dasein einsame unbefriedigte Augenblicke. Dann war es ihm immer, als wenn aus weiter Ferne lockende Töne an sein Ohr drangen, und eine unbezwingliche Sehnsucht nach der freien Natur mit ihrer reichen Farbenpracht und ihrem ewigen Wechsel überkam ihn. Er mußte hinaus, er mußte fort und von dannen! Er mußte einmal wieder allein sein mit sich selber und der großen weiten Welt!

Solche Gefühle und Gedanken stürmten auf ihn ein, als er im Coupé saß; da hielt der Zug, die Thüren wurden geöffnet, und er mußte aussteigen.

(Schluß folgt.)

Hohe Leber.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(3. Fortsetzung.)

Sie antwortete auf seine Auseinandersetzungen nur das Unerlässliche; wie um ihm Gelegenheit zu geben, einen weiteren Geistesflug zu nehmen, lenkte sie, sobald sein Gegenstand einigermaßen erschöpft war, das Gespräch auf die großen Angelegenheiten des Tages; doch auch hier schienen ihre beiderseitigen Ansichten über das, was bedeutsam und anteilswürdig zu erachten sei, sich keineswegs auf gleicher Linie zu bewegen. Die Auszählung der Korvette Viktoria zur Bestrafung seeräuberischer Krooknegler, die Abhaltung von Vorträgen eines Majors v. d. Goltz „über die Kriegführung der Gegenwart“, zwei Fakta, die dem Hauptmann durchaus als wichtige Tagesereignisse bedünken wollten, lagen dem Interessentkreise des geistvollen Mädchens sehr fern, und mit einem resignierten Seufzer wandte sie sich der Generalin zu, deren Aufmerksamkeit inzwischen fast ausschließlich dem jeweiligen Erscheinen und Wiedererschwinden ihrer Tochter an der Hand Fannys v. Saldern gewidmet gewesen.

„Nun, gnädige Frau, wie bewährt sich Fanny als Lehrerin im höheren Schlittdienerlauf? Rechtfertigt sie unsere Erwartungen und ihre eigene Zuversichtlichkeit?“

„Durchaus! Durchaus!“ entgegnete die Generalin, höchlich befriedigt; „mit jedem Male, wenn das junge Paar in Sicht kommt, will mir Nataliens Haltung freier und eleganter bedünken. Fräulein v. Saldern muß geradezu ein Zaubermittel in Anwendung gebracht haben, vor dem alle Unbehilflichkeit von ihr abfällt. Gottlob! — Wenn nur die Besserung vorhalten und sich auch auf anderem Boden, als diese Eisfläche hier, bewähren möchte! Ich zittere schon jetzt vor dem nächsten Balle! — Werden Sie beim Minister Lucius sein in kommender Woche?“

„Ich denke, ja! Papa hat mindestens eine Einladung für uns, und da er mit dem Minister liiert ist von früher, so werden wir auch wohl nicht fehlen.“

„Nun das freut mich; so werden wir uns dort wiedersehen! — Übrigen — hübsche Karriere — die des Ministers! das muß man doch sagen! — Soll aber freilich auch ein recht intelligenter und energischer Beamter sein.“

„Papa meint, er fülle seine Stellung mit allen Ehren aus!“

„Ja, ja! Das höre ich von allen Seiten. Nun, um so besser! Unser Staat ist nicht reich genug, um mit unfähigen Ministern zu experimentieren, und unser großer Reichskanzler weiß ja auch seine Leute zu finden. — Doch sieh' da! Hier sind unsere jungen Künstlerinnen! — Das ging ja zuletzt vortrefflich, liebes Kind! — Vielen Dank, liebes Fräulein! In Wahrheit, ich bin Ihnen sehr — sehr verbunden!“

Fanny lächelte sorglos und strich sich ein braunes Lächeln aus dem hübschen erhitzten Gesicht zurück. „Zu freundlich, Excellenz! Mein Verdienst ist wirklich sehr gering. Es war, wie ich vermutete: Ihrem Fräulein Tochter fehlte es nur an der klaren Kenntnis dessen, worauf es für die Leichtigkeit der Haltung vornehmlich ankommt. Nun weiß sie's und bedarf keiner weiteren Hülsen.“ — Sie nickte bei diesen Worten ihrer jungen Levin freundlich zu, wendete sich dann plötzlich zu dem sie still beobachtenden Hauptmann und sprach, grazios vorüber gebeugt, in geheimnisvollem Ton: „Wenn Sie raten könnten, was man mir eben hübsches und Gutes von Ihnen erzählt hat! . . . Oh!“

Des Hauptmanns ruhiges Antlitz überflog ein ernstes Lächeln. „Es dürfte einen Versuch nicht lohnen, Fräulein! Was ich thue, ist weder besonders hübsch noch besonders gut, am wenigsten wissen fremde Menschen davon zu sprechen. — Aber darf ich Ihnen nicht behilflich sein, Ihre Eiszühe abzulösen . . .“

„Nichts! Die Tochter eines alten Kriegers muß sich selbst zu helfen wissen — sehen Sie, so!“ Und lachend befreite sie sich, in anmutigen Attitüden wechselnd, von ihren „Eiszühen“. „Übrigen verdienen Sie es auch gar nicht, zu Ritterdiensten zugelassen zu werden, da Sie gegen die Mitteilungen, die ich Ihnen aus gutem Herzen zu machen gedachte, so — so kränkend gleichgiltig sind. Ja, sehen Sie mich nur an! Strafe muß sein!“

„So hast du überhaupt mit Bekannten gesprochen?“ fragte Katharina lächelnd.

„Nun freilich! Alle Welt ist ja hier! Aber man kann immer nur ein paar Augenblicke stehen bleiben, so groß ist das Gedränge da drüben! Schrecklich!“

„Ja,“ bekräftigte Fräulein Natalie, die in hohen Kopftönen sprach und dabei hastig mit der rechten Hand gestikulirte, „zweimal wäre ich beinahe umgestoßen; nur Fräulein v. Salbern hielt mich.“

„Das macht nichts,“ beschwichtigte Fanny mit beruhigender Fingergeberde. „Dabei lernt man ausweichen und Balance halten. Manchem freilich gelingt's nicht. Lieutenant v. Dewitz rannte mit dem Rittmeister von Schlichting recht hübsch zusammen, und beide legten sich einer dahersahrenden Kette von jungen Damen zu Füßen — wie sich's gehört! Nur daß man dergleichen nicht grade öffentlich und vor tausend Augen erfutiert! — Aber sie thaten's! Und der Major von Corswant, der darüber zufam, lachte, bis er ganz apoplektisch im Gesicht aussah, worüber ihm Schlichting einen wütenden Blick zuwarf.“

„Hast du denn nur Offiziere bemerkt?“ fragte Katharina. „Nun — nein! Aber als Offizierstochter muß ich diese doch in erster Linie berücksichtigen; nicht wahr, gnädigste Frau?“

„Es ist wenigstens sehr verzeihlich, wenn Sie es thun, liebes Fräulein!“ entgegnete die Generalin mit einem billigenden Lächeln.

„Das fand ich auch! Im Übrigen empfing ich Grüße von Paul Thumann, dem Maler, dem wir Mädchen eigentlich täglich einen frischen Kranz ums Haupt winden sollten, so viel Dank find wir ihm schuldig; vom Meister Knauts, der mit seiner Tochter an uns vorüberging; vom Bildhauer Ferdinand Garzer (Sie entsinnen sich, Frau Generalin, seines reizenden Amors mit der Satyr-Maske!); fuhr an Ludwig Retsch vorbei, der uns bewundernd nachblickte (nicht wahr, Fräulein Natalie?) geschrieb, als ob er unsere ‚Eispartie‘ in seinem Zeitungsbericht beschreiben wollte; und sah endlich in einiger Entfernung Berthold Auerbach im Gespräch mit dem Maler Bleibren und dem Philosophen Lazarus auf- und abwandeln.“

„Nun, du hast deine Augen nicht ruhen lassen in der kurzen Zeit deiner Abwesenheit,“ sprach Katharina munter; das Zeugnis darf man dir schon ausstellen.“

„Ja, und meine Ohren auch nicht,“ erwiderte Fanny mit einem drolligen Blick in des Hauptmanns auf sie gerichtete ernste Augen; „aber — wie schon gesagt — durch Ihre Gleichgültigkeit haben Sie jeden Anspruch verscherzt, von mir zu erfahren, was ich gehört! Das ist denn nur dafür!“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. „Strafe aus so gütiger Hand thut nicht weh. Lassen Sie mich dieselbe immerhin tragen.“

Fanny nickte drohend mit dem hübschen Kopf. „Das sollen Sie, mein Herr; verlassen Sie sich drauf! — Und nehmen Sie meine Versicherung obendrein, daß Sie viel unausstehlicher sein können, als ich für möglich gehalten! — Liebe Käthe, ich denke, wir gehen jetzt. Es ist ziemlich spät geworden, und ich muß heim.“

Katharina war's zufrieden, und so trennten sich die jungen Mädchen, unter vielen freundlichen Abschiedsworten, von ihrer Gesellschaft, der Generalin und ihrer Tochter, den Hauptmann von Restorp als dienstthuenden Kavaliere zurücklassend.

Schweigend schritten sie eine Weile durch die Menge dahin, bis sie den Uferand des Sees erstiegen und den Parkweg erreicht hatten. Katharina wollte denselben in grader Richtung nach der Stadt verfolgen, aber hier inhibierte Fanny mit wieder erwachter Sprechluft: „Nein nein, liebe Seele! So eilig haben wir's denn doch nicht; einen kleinen Umweg dürfen wir uns immer spendieren. Zudem hast du mindestens gar zu wenig von unserem Ausfluge gehabt! — Oder,“ setzte sie mit einem eigentümlich prüfenden Blick in das finstere verklärte Auge der Freundin hinzu: „hat dich der Hauptmann für die Generalin, der Schweigsame für die Redelustige, entschädigt?“

„Schweigsam? Er war gar nicht schweigsam!“ erwiderte, sich aus ihrer Versunkenheit aufraffend, Katharina. „Seit der Kronprinz sich entfernt, hat er mich höchst beredt unterhalten!“

„Höchst beredt? — Nun das muß ich sagen! Dann besitzest du ein ganz besonderes Mittel, ihm die Zunge zu lösen! — hm! — Wovon sprach er denn, wenn man fragen darf?“

„D, man darf! Wir bekamen einen kleinen Panegyrikus auf den Kronprinzen als Feldherr, einen belehrenden Vortrag über die beklagenswerten Mängel eines neuen Gewehrs zu hören, und wurden aufgefordert, zuzugehen, daß die Bestrafung von einer Handvoll nachtheiliger Regter durch unsere glorreiche Marine das wichtigste Interesse der Gegenwart sei.“

Wieder ruhte das Auge Fannys eigentümlich forschend auf dem Antlitz der Freundin. „Wie spöttlich du das hinwirfst!“ sprach sie prüfend und knickte, wie spielend, ein Zweiglein, das ihre zarte Wange streifte, von einer Haselnußstaube am Wege. „Hättest du dir auf eine interessantere Unterhaltung Rechnung gemacht, Käthe?“

„In der That! Er hätte bei mir nicht verloren, wenn er sein Thema glücklicher gewählt.“

„Glücklicher — hm! — wie etwa, liebe Käthe? Sollte er vielleicht auch von alten Steinfiguren mit abgebrochenen Nasen, oder vom Goldschmuck der Helena, oder vom Kunstgeiz des Dramas mit dir sprechen? — Oder wäre dir eine konfidentielle Mitteilung über das alte Thema von ‚Herz und Schmerz‘ lieber gewesen?“

„Keineswegs! Für erstere Gegenstände hat er kein Verdienst, für letztere würde ich keins gehabt haben!“

Über Fannys muntere Züge legte sich allgemach ein ungewohnter Ernst. „Deine Worte klingen bitter, Käthe. Hat es dich verlegt, daß der Hauptmann sich als ein Mann erweist, den kein Beruf ganz erfüllt, der darin lebt und weht? Denke doch nach! Da ist nichts Halbes, nichts Unfertiges, kein dilettantisches Danebensitzen nach Dingen, die nicht seines Amtes sind, noch ein leeres Geklingel mit Worten: da ist ein ganzer gediegener Mann von planmäßiger Beschränkung auf den Berufskreis, den er ausfüllen soll und — trefflich ausfüllt: ist das nicht eine Persönlichkeit von höchstem Wert, ein Charakter, der jedem Mädchen Zutrauen, Hochachtung, ja herzliche

Zuneigung einflößen muß? Auch dir, Käthe, auch dir! So gereizt du jetzt gestimmt sein magst (und er hat ja zuweilen etwas an sich, was auch mich verdrießt!), dennoch, Hand aufs Herz, Käthe — wenn er eines Tages vor dich träte und dich mit jener schönen ernsten Stimme, die aus redlichster Brust unmittelbar herauszutönen scheint, um deine Hand, um deine Liebe bäte, könntest du sie ihm verjagen? Sei ehrlich gegen mich! — Sind wir doch fast wie Schwestern! — Wie, Käthe?“

Auf Katharinens Antlitz malte sich während Fannys inniger Worte ein heftiger Seelenkampf, und unverkennbar zitterte ein tiefer Schmerz um ihre Lippen, als sie stehen bleibend in einem der einsamen Waldwege des Tiergartens und sich hastig umblickend der Freundin zuflüsterte: „Du rührst an eine schmerzliche Wunde, Fanny! Was du zu seinem Lobe sagtest, war wie aus meinem eigenen Herzen gesprochen und doch — wenn er käme — wenn er diese Hand forderte, — ich müßte, ich würde sie ihm verjagen!“

Über Fannys Lippen glitt ein halblauter Ruf des Staunens; aber ihre Brust hob sich wie unter einem Gefühl der Erlösung von langem peinlichen Druck.

„Nein Jagen?“ wiederholte sie aufleuchtenden Auges. „Selbst! Und warum — ich bitte dich — warum? — Auf was für einen Mann wartest du denn noch, wenn dir dieser nicht genügt.“

„Auf gar keinen, Fränzchen; in voller Ehrlichkeit sei es gesagt — auf gar keinen! — Wir besprachen diesen Punkt schon gestern — und wurden leider unterbrochen. Sonst wäre mir diese peinliche Unterredung erspart geblieben. Sieh, ich meine oft, das Gefühl der Liebebedürftigkeit, ich will sagen, der tiefen, jede andere Empfindung abforbierenden, beseligenden Zärtlichkeit des Weibes zum Manne, um die so viel Tausende unserer Mitgeschwestern blind und willenlos ihr Leben in die Hand eines unbekanntem Bewerbers geben — dieses Gefühl ist mir, meine ich, verjagt. Oder vielmehr: jede Regung desselben wird gleich im Entstehen vom Verstande kontrolliert; die Forderungen des Geistes treten in den Vordergrund, drängen die Bedürfnisse des Herzens zurück und üben auch an den bevorzugtesten Männern eine Kritik aus, vor der die Liebe nimmer standhalten könnte!“

Fanny hatte mit Spannung diesen Offenbarungen gelauscht und schüttelte, da Katharina schwieg, einen Augenblick schweigend das hübsche Köpfchen. „Es ist, wie ich schon gestern sagte,“ erwiderte sie endlich, „dieser gräßliche Wissensdurst ist dein gefährlichster Feind, der Todfeind deines Glückes. Du zahlst des Wissens Gut mit dem Herzen!“

„Wie,“ sprach Katharina mit einem schwachen Versuch zum Lächeln, „habe ich nicht für dich ein Herz voll Liebe, Fränzchen, — nicht für meinen Vater? Nicht für so manchen teuren Verwandten, für so manche treue Freunde unseres Hauses? — Ist das alles nichts? Und muß man denn durchaus nur für fremde Männer, die unserer Geistesphäre vielleicht welken fern stehen, Herz und Empfindung haben?“

„Ah la — la — la! Das sind alles schöne Worte, die am Ende doch nur vorfallen, hoffe ich, bis ‚der Rechte‘ kommt! Laß es mich gestehen, daß ich dann und wann gemeint, Restorp sei es! — Ein so trefflicher, auch von dir hochgeschätzter, edel gearteter Mann! Unbegreiflich!“

„Nun denn — Vertrauen gegen Vertrauen, Fränzchen: auch ich habe diesen Gedanken zuweilen in mir aufsteigen gefühlt, und ein lebhaftes, ja tief sehnsüchtiges Verlangen ergriff mich, sein Geistes- und Empfindungsleben dem meinigen konform zu finden. Aber dieses Verlangen blieb ungestillt. So oft uns die Gelegenheit zusammenführte, und so oft ich diese Gelegenheit ergriff, um in einem Gespräche mit ihm tiefere Töne anzuschlagen, auf einen Widerhall aus seinem Seelenleben zu lauschen — immer machte ich dieselbe bittere und niederdrückende Erfahrung: alle seine Interessen, all sein Denken und Empfinden, sein Wollen und Streben ist in den engen — ach! so engen Kreis seines Berufes gebannt, und dieser umzieht sein Geistesleben wie eine hohe eiserne Mauer! Wäre ich seine Frau — ich würde, glaube ich, wie ein in die Weite strebender gefangener Vogel mir an derselben das Haupt zerstoßen! — Er kann mich in dem, was mir teuer und heilig ist, nicht fördern; ich kann ihm in seinem Streben nichts sein, bin ihm nicht einmal nötig zu voller Entfaltung seiner Geisteskräfte: mit einem Wort, wir würden uns gegenseitig niederdrücken, statt erheben — und das, das, Fanny, darf nicht sein! — Dazu hat mir Gott nicht diesen glühenden Trieb nach tieferer Erkenntnis, nicht diesen nimmer gestillten Durst nach Wissen und Lernen eingepflanzt. Ich wäre ein schlechter Haushalter wollte ich mit dem mir anvertrauten Pfunde so übel schalten und walten!“

Fanny kämpfte, zu Katharinens stiller Verwunderung, mit heimlichen, aus tief verborgener Quelle aufsteigenden Thränen. „Deine Beurteilung Restorps,“ stieß sie mit zitternden Lippen leidenschaftlich hervor, „ist ungerichtet; du bist selbst nicht weniger einseitig, als er in seiner Weise. Nur daß es einem Manne wohl ansteht und ihn äußerlich wie innerlich fördert, wenn er sich so konzentriert, — was bei einem Mädchen — verzeih mir das offene Wort — fast unnatürlich erscheint. Ein ästhetischer, schöngestiger, kunstenthusiastischer Krieger wäre mir, gerade herausgesagt, unbefähigt, und speziell Restorp würde bei mir unendlich verlieren, beträfe ich ihn einmal auf Pfaffen à la Dr. Panzer.“

„Wie du dich für den Hauptmann ereiferst, Fränzchen!“ entgegnete trüben Lächelns Katharina. „Nun, sei mir gut; ich lasse ihm seinen vollen Wert, wenn auch seine Hand und sein Herz nicht den höchsten Lebenspreis für mich bilden! — Abriß dich schießest du, wie jeder warme Verteidiger zu thun pflegt, über dein Ziel hinaus. Hättest du vorher noch ein wenig bei uns bleiben und den Kronprinzen über Kunst und Wissenschaft sprechen können, auch dir wäre das Herz aufgegangen und du wärest zu der Überzeugung gelangt, daß es auch einem großem Kriegsmanne und Feldherrn noch zur Zierde gereicht, wenn er Sinn und Empfindung behält für die Ideale der Menschheit!“

Fanny schloß sich ein wenig geschlagen und trat den Rückzug mit den Worten an: „Ja, der Kronprinz! Den lasse ich gelten! Der ist eine Ausnahme von jeder Regel, und selbst seine Vertraulichkeit mit der Kunstwissenschaft steht ihm wohl an!“

„Siehst du wohl! Und er nimmt nicht einmal die schönen Pfaffen à la Dr. Panzer zu Hilfe!“

Fanny lachte. „Nun ja! Du sollst Recht behalten; aber doch — den Hauptmann würde dergleichen — dabei bleibe ich — übel kleiden. Er braucht keine Zierden, als jene, die er schon hat!“

„Ei — ei!“ sprach Katharina, mit einem zärtlich forschenden Blicke Fränzchens abgewandte, etwas verwirrt schauende Augen suchend. „Was ich da höre! — Das nenn' ich recht eigentlich ‚sein Herz verraten‘! — Sieh einmal, und du gutes edles Kind wolltest mir den Mann deines Herzens lassen, nur weil du meinstest, es sei zu meinem Glück! O Fanny, Fanny — das verzeih ich dir nicht! Im Leben nicht!“

Die Tieferglühte, namenlos Verwirrte stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, als ihr, zu ihrer unaussprechlichen Erleichterung, ein glücklicher Zufall die erwünschte Ablenkung des Gespräches brachte. Eine beiden Mädchen bekannte, von Gicht geplagte alte Dame kam in einem Rollwagen auf einem Seitenwege des Tiergartens daher gefahren und nickte den Freundinnen, die sie sehr ins Herz geschlossen hatte, schon von weitem liebevoll zu. Dieselben traten ehrerbietig grüßend an den Wagen, der nun auch die von ihnen eingehaltene Richtung annahm, heran und nebenher schreitend begannen sie eines jener munteren Gespräche, an denen sich die alte Dame erfahrungsmäßig lebhaft zu ergöhen pflegte. Erst kurz vor der Villa trennten sich ihre Wege wieder, und herzlich grüßend und dankend fuhr die alte Dame weiter.

Vor der Einfahrt hielt des Landschaftsrats Coupé und eben schritt er selbst die Stufen herab.

„Ah, da seid ihr ja wieder!“ so empfing er sie mit gewohnter angenehmer Heiterkeit. „Nun, war's hübsch?“

„Sehr mäßig!“ beantwortete Fanny die Frage und rümpfte das Näschen.

„Die Eisfläche war stark überfüllt,“ setzte Katharina hinzu; „es lohnte nicht, die Schlittschuhe anzulegen. So bin ich wenigstens müßige Zuschauerin geblieben und habe mich der Unterhaltung der Generalin von Gichrott gewidmet, während Fanny Natalien eine Lektion im ‚geschmackvollen Eislauf‘ gab.“

„Ach ihr armen Kinder,“ lachte der Landschaftsrat „da ist's euch ja übel ergangen! War denn niemand von unsern bekannten jungen Kavaliere da? Keiner zum Bezaubern und Herzwehberichten für unsere liebe Fanny? Oder wenigstens zum Scherzen und Lachen?“

„Nun, was das anbelangt,“ erwiderte Katharina mit einem heiteren Seitenblick auf die muntere Cousine, (die eben mit einem scheinheilig-drolligen Augenniederschlag den hübschen Kopf schüttelte), „so magst du wissen, Papa, daß der Bösewicht es gewagt hat, mit dem ‚ersten Kavaliere des Reiches‘, unserm ritterlichen Kronprinzen, der die Gnade hatte, uns anzureden, ihren Scherz zu treiben! Denk nur!“

„Aber Fanny! Kind! Ist es wahr? — Wie konnte das nur geschehen!“

„Ach dies feierliche Gesicht!“ lachte die unbekümmerte kleine Sünderin, dem erschrockenen Onkel mit der niedlichen Hand zärtlich über die Wange hinfahrend. „Laß nur gut sein, Onkelchen; es war nicht so schlimm, und der Kronprinz hat tüchtig gelacht! — Komm, nimm mich ein Streckchen in deinem Wagen mit, so erzähl' ich dir alles! — Willst du?“

„Ginein mit dir, Kobold, Geze — unverbehrliche!“ Und während die so bescholtene heiter und wohlgenut in das Coupé schlüpfte und es sich dort bequem machte, fuhr der Landschaftsrat, gegen die Tochter gemendet, herzlichen Tones fort: „Ich fahre zur Sitzung, Katty; bin aber zur Dinerstunde wieder da. Damit dir inzwischen die Zeit nicht allzulang wird, liegt ein kleiner voluminöser Brief, der Aufschrift nach von Leonore Alvensleben, für dich auf meinem Schreibtisch. Hoffentlich die feste Ankündigung ihres längstverprochenen Besuchs.“

„Es wäre eine große Freude für mich, Papa!“

„Gewiß! Und auch mir sehr lieb. Das gute Kind! — Noch eines: Du findest oben ferner eine Einladung zu einer Soirée bei Halbens. Sei so gut dieselbe zu beantworten, natürlich annehmend, — wenn für Freitag nichts Anderes vorliegt.“

„Nichts! Es wird gewiß wieder ein hübscher Abend.“

„Sehr wahrscheinlich, oder vielmehr: wie gewöhnlich! — Und nun leb wohl, liebste Katty.“

Auch aus dem Wagen schrie es: „Good bye, Kate, dearest! Fa e well, my love! my darling!“ und ein kleiner Otterpelzmuß tanzte in grüßender Bewegung in der Fensteröffnung des Wagens. Katharina erhob mit zärtlich-welmütiger Drohung den Finger und nickte der Ausgelassenen noch einmal zu; dann rief der Vater sein „Vorwärts“, und der Wagen rollte über den festen Winterboden klingend dahin.

Schönes Kapitel.

Die nächsten Tage nach jener Eispartie im Tiergarten vergingen Katharinen in tiefer innerer Bewegung, in Sorgen, Sinnen und Träumen. Das Gespräch mit Fanny, das — ihr selber ungeahnt — alles, was sie im Innersten ihrer Seele als Geheimnis gehegt, ans Licht des Tages und in die Mitwissenschaft einer zweiten, wenn auch innig vertrauten Person gefördert, hatte ihr einen peinlichen Nachklang im Gemüte zurückgelassen.

Sie war in Sorge, ob ihr Urteil über Restorp von Fanny insgeheim nicht als unberechtigte Überhebung aufgefaßt werde; sie war in Zweifel, ob ihr Verhalten dem Hauptmann gegenüber nicht überhaupt inoffensiv sei; sie war schwankend sogar über die Zulässigkeit einer Forderung, wie sie solche in Bezug auf vollkommene Gemeinschaft geistiger Interessen unter Verlobten und Eheleuten aufgestellt: sie war, mit einem Wort, uneinig mit sich selbst über die Grundanschauungen ihres bisherigen Lebens.

Diesen unbefriedigten Zustand suchte sie durch eifrige Lectüre eines kürzlich erschienenen archäologischen Wertes, dessen die Journale rühmend Erwähnung gethan, zu mildern, verstärkte aber nur jenes Unbehagen durch die peinliche Erfahrung, daß ihr Wissen nicht durchweg ausreiche, das etwas schwer geschriebene Buch auch nur zu verstehen, und gab endlich die Beschäftigung mit demselben in halber Verzweiflung auf. Ja, sie wagte nicht einmal, dem Vater in den gewohnten Morgenplauderstunden von ihren Kümmernissen zu sprechen, sondern verschloß ihr Leid in tiefster Brust, allein von eigenem Ringen und Sinnen Klärung der trüben Wolke, die ihre Stimmung umhüllte, hoffend.

(Fortsetzung folgt.)



Grutefest. von Maurice Leloir.

Maurice Leloir

Monatsbilder.



Sommerchwüle stille Tage
Brüten über Meer und Land,
Vogelzug verstummt im Hage,
Und des Jahres Blüte schwand.

Doch mit gabenreichen Händen
Spendet zum Ertrag Natur
Frucht in Gärten und Geländen,
Reife Frucht in Wald und Flur.

Schimmernd wogt im Feld der Segen,
Wandelt sich zu Gold die Saat,
Und auf tief durchgleiteten Wegen
Knarrt des Erntewagens Rad.

Jetzt aus städt'schem Volksgewühle
Lockt nach heißer Arbeitslast
Müden Mann des Waldes Kühle
Zu ersehnter süßer Raft;

Lockt des Meeres Wellenrauschen,
Füllt mit Sehnsucht sein Gemüt,
Ew'ger Melodie zu lauschen,
Wenn der Sturmwind singt sein Lied.

Goldne ruhevollste Tage!
Stiller Stunden sanfte Flucht
Nimmt vom Herzen 'Sorg' und Klage,
Reißt der Seele schönste Frucht!

E. J.

Ein Schutzherr der deutschen Kunst.

Am 25. August 1786 wurde zu Straßburg im Elsaß dem französischen Obersten des Regiments d'Alsace, Herzog Max von Pfalz-Zweibrücken, ein Sohn geboren, der zu Ehren König Ludwigs des Sechzehnten den Namen Ludwig empfing.

Dieses Kind, dessen Wiege auf französischem Boden stand und dessen Familie dem Franzosentum mit heißer Sympathie zugethan war, hat dreißig Jahre später im Hoslager der Franzosentatlerin Josefine die Worte gerufen: „Das soll mir die teuerste Lebensfreude sein, wenn Straßburg, wo ich geboren wurde, wieder eine — deutsche Stadt sein wird!“ Der patriotische Wunsch des Pathenfundes eines französischen Königs ist nach sechzig Jahren glücklich erfüllt worden.

Das Kind aber ist Prinz Ludwig gewesen, der im Jahre 1825 den Königsthron von Bayern bestiegen hat.

Zu den nächsten Tagen wird sich der Kreislauf des hundertsten Jahres, das seit der Geburt König Ludwigs des Ersten verfloßen, schließen, und da erscheint es als Ehrenpflicht des deutschen Volkes, dieses Centennarium in dankbarer Erinnerung zu feiern.

Losgelöst von fürstlichem Prunk und politischer Macht, die ihn, den Herrscher über einen großen deutschen Staat, wie mit Sonnenglanz umspinnen, tritt uns König Ludwig auf der Hochwarte einer idealen Weltanschauung, auf die wir uns heute gestellt haben, in einer Lichtgestalt entgegen, der wir als edelgearteten Menschen, echt deutschem Mann und Schützer der deutschen Kunst das Vorbeeris der Verehrung um die Stirne winden müssen.

König Ludwig ist eine prächtige Illustration des tief-wahren Spruches des Philosophen Michelet: „Es ist eine Regel, von der ich fast keine Ausnahme gefunden habe, daß die bedeutenden und unbedeutenden Männer die Söhne ihrer Mütter sind, indem sie das Gepräge des moralischen Seins derselben an sich tragen“; denn jenen schönen Drang, sich „aus dem Rohen der Natur zum Sittlichen zu erheben,“ wie Leibnitz schreibt, und die Freude an der Kunst hat er von der Mutter,

einer heftigen Prinzessin, geerbt. Er feiert sie in seinen Liedern als „die beste Mutter, die's gab; die unvergessen mir.“

Die guten Keime, die diese edle Frau gesät, haben die Lehrer Sambage und der Bischof Sailer, einer der besten Männer seiner Zeit, zur Blüte gezogen. Sambage lehrte dem Prinzen das Selbstdenken und Selbstprüfen; eine geistige Thätigkeit, die von den lenzungen einstigen Kronenträgern gar selten geübt wird.

Daraus entsprang der Drang der Selbstthätigkeit und Selbständigkeit, die zwei leuchtende Charakterzüge im Leben Ludwigs bilden. Seine Jünglingsjahre offenbarten ihm mancherlei Schattenseiten des Fürstenlebens; denn er mußte mit seiner Familie, von den Jakobinern aus Straßburg verjagt, durch fünfzehn Jahre als Flüchtling bald in Mannheim und Rohrbach, und bald wieder in Darmstadt eine verstedähnliche Zuflucht suchen, bis er und die Seinigen endlich im Jahre 1799 in München ein bleibendes Heim gefunden haben. Auf diesen Wanderzügen stieg Ludwig in alle Kreise des Volkes nieder und lernte mit Aug' und Ohr das Elend kennen, das dort hockt. Es war das eine wunderbar gute Schule für den Beruf als Herrscher, und ihre Frucht liegt in den schönen Worten ausgesprochen, die er am Tage seiner Thronbesteigung in einsamer Stunde geschrieben hat:

„Herrlich, über freies Volk zu walten,
Nicht mit Willkür grenzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die bestehn,
In dem Ebelen sein Volk erhöh'n!“

Die Geistesrichtung, die der Prinz seit seinem Besuch der Universität Landshut bis zu dem Augenblick verfolgte, wo er die Krone auf das Haupt setzte, die ihm noch die letzte Lebensstunde süß und heiter machte, war jene klassische Lebensfreude, die im Kult des Schönen und Guten, des Kalon kai agathon der Hellenen, ihre Quelle und Vollendung fand.

Das sittlich Schöne und Wahre sind der Leitstern seines langen Lebens gewesen, dem er mit ganzer Seele wie ein begeisteter Priester sich zugewendet.

Ein Beispiel dafür klingt uns aus den Worten entgegen, die er dem Erzieher seines Sohnes Max, des Thronfolgers, schrieb: „Mein Sohn soll ein Mensch werden im höhern Sinne und Christ. . . Arbeiten Sie, daß er von der Selbstsucht, der Pest unserer Zeit, nicht erfaßt wird. . . Prägen Sie ihm ein, daß der hohe Rang ihn anspornen soll, der Welt zu zeigen, daß er dessen nicht unwürdig ist. Das Streben meines Sohnes gehe einzig dahin, daß er als Mensch Wert habe.“ Und in den stillen Stunden, wo der Vater selbst der Lehrer des Sohnes wurde, rief er ihm oft die Worte zu, die er sich zum Leitspruch für das Leben gewählt hatte: „Heißen thut mir die Hälfte; Selbst thut's ganz!“ Es lag darin der Kern jener Selbstthätigkeit ausgedrückt, die er als die „beste Zier des Fürsten“ pries.

Die Jahre, welche Ludwig als Kronprinz verlebte, waren dem Studium, der Dichtkunst und der Pflege der schönen Künste geweiht. Er schilderte sein damaliges sonniges „Stillleben“ mit den Worten:

„Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich im Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag.
Aber nach gendemem Lärm in nächstlicher Stille
Flücht' ich zu Goethe und träume fort den lieblichen Traum.“

Der Dichter Graf Platen, der als Edelknecht und Hofherr in München viel mit ihm verkehrte, schrieb: „Der Kronprinz ist ein ausgezeichnete Mensch, der vortrefflich erzogen und wissenschaftlich gebildet, bei jeder neuen Begegnung an Wert gewinnt und neue Tugenden zeigt.“

Selbst inmitten des Kriegsgetümmels und der Hoffeste wurde er der Muse und dem Kult der Künste nicht untreu. Als er zum erstenmal die Thore Berlins durchschritten hatte, eilte er, obwohl der preussische Hof auf seinen Empfang wartete, in die schlichte Wohnung des Meisters Schadow, wo er eine Büste des Königs Friedrich des Zweiten bestellte; und in den Tagen des Wiener Kongresses saß er, während die Könige und Prinzen bei Banketten und Ballfesten sich vergnügten, im Kreise der Künstler und war selig, als er die Platonstatue, die Perle der Glyptothek für den Preis von 33000 Gulden gekauft hatte; von Napoleon fast gewaltsam nach Paris entführt, verbrachte er im Jahre 1807 seine Tage unter den Kunstschätzen des Louvre. Während er im Jahre 1815 im Gefolge der verbündeten Kaiser in Paris weilte, durchstöberte er Galerien und Kunsthallen, um die Gemälde und Sculpturen, die in Deutschland geraubt, dort aufgestapelt lagen, zu sammeln und heimwärts zu senden.

„Das sind,“ rief er stolz aus, „die besten Trophäen unseres Sieges.“

Ein Freund und Priester der Wahrheit, that Ludwig sich niemals Zwang an, wenn es galt, seine Überzeugung offen zu bekennen; so rief er dem Bildhauer Thorwaldsen, der durch die ihm verliehene Würde eines dänischen Staatsrats überglücklich gestimmt, sich dem Kronprinzen vorstellte, barsch zu: „Was bedürfen Sie eines Titels? Was der Name Thorwaldsen ausdrückt, vermag kein König zu geben!“

Neben der Pflege der Künste war es die stille Häuslichkeit, die ihm volles Genügen in das Leben zauberte. Er hatte an Prinzessin Theresia von Sachsen-Meinungen eine Lebensgefährtin gefunden, welche, wie der berühmte Theologe Döllinger sagte, „ein Musterbild als Gattin und Mutter“ war; Ludwig sang einst:

„Holde Weiblichkeit ist an ihr zu schauen,
Durchdringt mich mit Liebe und Vertrauen.“

Er wurde durch sie Vater von neun Kindern.

Der Kult des Schönen und Wahren bildeten ihn zum Philosophen, der die Schicksale der Zeit und den Wandelmut der Volksgunst mit jener Seelenruhe und Heiterkeit ertrug, die wir als die goldene Frucht der hellenischen Lebensweisheit preisen.

Ludwig hatte das Wort, das er in Rom einer Schriftstellerin gegeben, getreulich eingelöst. Diese Frau frug ihn eines Tages: „Werden Sie als König so bleiben, wie Sie heute sind?“ und der Kronprinz antwortete ihr mit Schillers Worten: „Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann auch gewiß.“

Er war mit der flammenden Begeisterung, ein weiser und milder Fürst zu sein, König geworden und blieb es, als der Stolz und Vater seines Volkes, bis das Jahr 1848 herein-dämmerte.

Die märchenhafte Schönheit der Spanierin Lola Montez berückte die für alles Kunstschöne empfänglichen Sinne des Königs und verführte ihn zu mancherlei Staatsakten, die den Feinden



Ludwig I., König von Bayern.

der Regierung zu revolutionären Untrieben Anlaß gaben. Es ist heute eine unwiderlegbare Thatsache, daß Ludwig niemals mit der Spanierin in jenem Verhältnis gestanden hat, durch das die Ehre der Gattin verletzt worden wäre. . .

Er hatte urplötzlich das Vertrauen des Bayernvolkes verloren und erinnerte sich jetzt, daß er diesem einst zugerufen: „Vertrauen fordert das Gute, Mißtrauen hindert es. Möge dies nie verkannt werden.“

Diese Erinnerung bewog ihn zur Thronentsagung. Er that es mit einem Ausspruch, der trefflicher als alles die ideale, geklärte Weltanschauung des Königs offenbart. „Ich bin jetzt der heiterste Mann in München.“

Mit dem Wunsche:

„Muse, bleib mir treu,
Verlaß mich nur mit dem Leben“

zog er in die sonnumflossene Heimstätte der Kunst und der Künstler, nach Italien:

„Hier, hier lebt der Mensch — lebt als Seliger schon.“

Dort widmete er sich im Kreise seiner Freunde ganz und ungeteilt den Idealen, als ein Mann, der in sich selbst den Untergrund des Glückes gefunden hat. Er weilte mit wenigen Unterbrechungen von jetzt an in Italien, es war ihm zur zweiten Heimat geworden.

„Italien, ziehst mich heimlich an
Fesselst mich ewig an dich!“

„Es gehört zu den frühesten Erinnerungen meines Knabenalters, daß damals in Franken der Name Ludwig genannt wurde, dessen freimütiger deutscher Sinn wie ein Licht in der Finsternis schien. Es wurde uns Knaben von unsern Vätern erzählt, daß dieser Prinz dem Weltgebieter Napoleon gegenüber, vor dem sich alles zitternd beugte, gewagt, seinen eigenen Willen zu behaupten.“ Diese Worte Döllingers können genügen, um die Behauptung, daß Ludwig ein echt deutscher Fürst gewesen ist, glänzend zu illustrieren.

Er hat in Napoleon immer den Feind des Deutschtums erblickt und seinen Landsleuten wie ein Barde der alten Heldenzeit den Schlachtruf gesungen:

„Auf, ihr Deutschen, sprengt die Ketten,
Die ein Korbe Euch angelegt.
Eure Freiheit könnt ihr noch retten,
Deutsche Kraft ruhet unbewegt.“

Seine Abneigung gegen den Welteroberer war so groß, daß er das Geschenk desselben, den Degen, welchen Napoleon bei Austerlitz trug, zurückwies und ein Glas voll Wein auf die Vernichtung der Franzosen leerte. Napoleon wollte den Bayernprinzen deshalb erschießen lassen. „Qui m'empêche de laisser fusiller ce prince?“ rief er zornig aus. Und Ludwig sang stolz:

„Da als noch ein Deutscher sich zu nennen,
War Verbrechen, da, als unterjocht
War die Heimat, mich von ihr zu trennen
Kein Napoleon hat es vermocht!“

Am Tage nach der unglücklichen Schlacht von Jena that er das Gelübnis, dem „deutschen Genius im Herzen von Deutschland einen Ehrentempel aufzubauen,“ und er hat diesen Schwur fünfundsiebzig Jahre später erfüllt, als er auf der Höhe des Breunberges bei Regensburg den Grundstein zur Walhalla legte, der Marmorhalle, die heute im Stil des Parthenon zu Athen gebaut als „Heiligtum der deutschen Ehre“ emporragt. . .

Jedes Jahrhundert erzeugt große Künstler, so auch das neunzehnte. Es ist ein unergößliches Verdienst des Königs Ludwig gewesen, daß er in der Hauptstadt seines Reiches eine riesige Malerstadt und Bauhütte aufrichtete, wo Meister wie Heinrich und Peter Hess, Cornelius, Adam, Kaulbach, Schwind, Schrandolph, Schwanthaler u. a. m. den Grundstein der deutschen Kunst legten, die, sich aus Formalismus und Realismus lösend, jene romantische Richtung einschlug, die Ludwig zutreffend mit den Worten besungen hat:

„In der Stille muß es sich gestalten,
Wenn es kräftig wirkend soll erheh'n,
Aus dem Herzen nur kann sich entfalten,
Das was wahrhaft wird zum Herzen geh'n.“

Mit Hilfe dieser gottbegnadeten Künstler schuf er auch der altklassischen Kunst eine Stätte auf deutschem Boden. „Ich werde nicht ruhen, bis München aussieht wie Athen.“ Die Glyptothek, die Halle für die plastischen Werke, die Gemälde-sammlung in der Pinakothek, die Propyläen, die tempelartigen

griechischen Thore, der Königsbau, nach dem Modell des Palazzo Pitti in Florenz erbaut, die Ruhmes- und Feldherrnhalle, die Bibliothek und die zwei Dome, St. Ludwigskirche und die Bonifacius-Basilika haben sein stolzes Wort: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland zur Ehre gereichen soll, so daß keiner Deutschland kennt, der nicht auch München gesehen hat,“ zur That gemacht. König Ludwig hatte eine Vorliebe für die Werke der Plastik, von denen er nach einem Ausspruch Goethes: „Plastik wirkt nur auf der höchsten Stufe“ immer das Beste aufstellen wollte; die hohen Geldsummen, die er dafür ausgab, entlockten ihm das Scherzgedicht:

„Als ein Geschenk von den Himmlischen die Weisten begehren,
Daß sie Steine in Gold büßen verwandeln nach Lust;
Doch ich Verfehrter, ich mach' es anders, bemüht zu vertauschen
Gegen altes Gestein neues gewichtiges Gold.“

Und nicht allein die Künste, sondern auch das Kunstgewerbe, die Glasmalerei und die Gießkunst, die Erfindung optischer Instrumente durch Frauenhofer, die Erfindung der Schnellpresse durch König, der Bau der ersten Dampfmaschine in Deutschland zwischen Fürth und Nürnberg, die Restaurierung der Dome zu Bamberg, Speyer und Regensburg u. v. a. geben Zeugnis davon, daß unter dem Scepter des König Ludwig des Ersten der deutschen Kunst ein goldenes Zeitalter geblüht hat.

Der Kunsthistoriker Boisseree schrieb eines Tages an Goethe: „Es giebt wenig Städte, die so viel Hilfsquellen für die Kunst haben wie München. Die Ideen des Königs sind durchaus edel und großartig. Es können daraus für ganz Deutschland die schönsten Früchte erwachsen.“ Und sie sind auch erwachsen; und die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hat in König Ludwig stets den großherzigsten Schutzherrn verehrt.

Das sind Erinnerungen, die am hundertsten Jahrestag seiner Geburt vor dem Geiste des deutschen Volkes empor-dämmern und es mit Bewunderung und Verehrung zur Lichtgestalt dieses echt deutschen und kunstsinigen Fürsten aufblicken lassen. Fern von der deutschen Heimat ist König Ludwig geboren worden und fern von ihr mußte er im Jahre 1868 in Nizza sterben. Sein Leben und Wirken aber wurzelt tief im Herzen der Nation, so daß sich heute schon das prophetische Wort erfüllt hat, das er von sich gesungen:

„Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen
Wird, was ich vollbrachte, rein sich zeigen,
Wenn die Weltwelt längst im Grabe ruht.“

J. Pederzani-Weber.

Erntefest.

Gemälde von Maurice Deloir.

Die französischen Grandseigneurs des achtzehnten Jahrhunderts haben, wie man weiß, von ihrer Gewalt über ihre „Untertanen“ auf ihren weiten Besitzungen oft genug einen schlimmen Gebrauch gemacht, und diejenigen von ihnen, welche das letzte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts noch erlebten, und ihre Kinder, mußten teuer dafür bezahlen und grausam büßen. Die für die große Revolution begeisterten liberalen Geschichtsschreiber und Romanschristen haben dies ganze Geschlecht, seine Thaten und Sitten mit den schwärzesten Farben gemalt und ein Nachbild desselben geschaffen, welches durch keinen freundlichen Lichtstrahl aufgehellte wurde. Aber es ist diesen übelbeleumundeten, blutig geächteten und in Scharen hingemordeten Aristokraten dann andererseits auch wieder ergangen, wie dem erdolchten Cäsar. Nachdem das Volk lange dem Brutus und Cassius zugejubelt hatte, kam eine Zeit, wo es sagte: „Mir dünkt, dem Cäsar ist großes Unrecht geschehen.“ Man fing wieder an, nach den guten Seiten, nach vornehmlichen Zügen im düstern Charakterbild dieser Klasse zu forschen; und nicht resultatlos. Die Historiker, die Poeten und die Maler sind längst schon beieinander gewesen, die alte Unbill nach Kräften zu sühnen. Die Vielverlästerten gänzlich von Sünden rein zu waschen und als volksfreundliche mildherzige Tugendengel hinzustellen, haben sie alle zwar kaum gewagt. Aber menschlich lebenswürdigere Seiten aufzudecken, die Zeit ihrer ungeborenen Herrlichkeit von heiterem Glanz umflossen zu schildern, ist ihnen desto besser gelungen. M. Deloirs Bild ist ein besonders reizvolles Beispiel einer solchen versuchten malerisch-poetischen Wiederherstellung des guten Rufes des französischen Landadels des ancien régime, welcher durch die Bemühungen der in den revolutionären Anschauungen wurzelnden Litteratur für eine lange Periode so gründlich zerstört worden war. Dieser junge Marquis ist zweifellos der mildherzige, gütige Schirmherr und aufgeklärte Förderer des Wohls seiner Untertanen, nicht ihr blutiger Tyrann. Für ihn haben die Philosophen und Philantropen nicht vergebens geschrieben und gepredigt. Er schloß sich wohl nicht ungern dem Herrn Marquis von Lafayette an und segelte mit ihm über den Ocean, um seinen Degen freudig in den Dienst der Sache der Freiheit des großen Volkes im Westen zu stellen. Aber diesem Wunsch Erfüllung zu geben, verhindert ihn eine eben so starke als süße Fessel, die ihn unzerreißbar mit holber Gewalt an die heimliche Scholle und das Schloß seiner Väter bindet: das ist die Liebe seines schönen und jungen Weibes und das liebliche Pfand derselben, das Töchterchen, das sie dem glücklichen Gatten vor wenig Jahren erst geschenkt hat. In solchem köstlichen Besitz und in dem der treuen Ergebenheit seiner Untertanen fließt dieses feudalen Gutsherrn Leben friedlich dahin. An den Festen, welche ihnen das wechselnde Jahr bringt, nimmt er ohne hochmütige Absonderung mit den Seinigen teil. Zur Feier des Erntefestes trägt ihn mit Weib und Kind die lustig geschmückte Barke auf dem glatten Spiegel des Sees oder Stromes vom Park seines Schloßes zum dörflichen Schauplatz derselben. Prädigt hat man den Nachen herausgeputzt am Bug und dem Hinterende; hier thront die Herrschaft unter dem ausgespannten Sonnenzelt, dessen Stützen von reichen Laubgewinden maskiert werden, während Getreidegarben und dufendes Heu die Polster des Sitzes bilden. Uppige Laub- und Blumenfestons schwingen sich, am Bordrande befestigt, über die Planken des Fahrzeuges. An dessen Spitze aber erhebt sich hochansteigend die originellste Trophäe aus ährenreichen Weizengarben, Instrumenten des Ackerbaues, Pflug, Sense, Harke, Sichel, Dreiflegel kunst- und geschmackvoll errichtet und gekrönt vom Hofhahn mit farbig schimmerndem Gefieder. Musikanten, denen man es nicht an weitbauchigen Flaschen fehlen ließ, um sich zugleich bei der Hitze am kühlen

Trunk zu erfrischen und zu den schönsten Leistungen zu befeuern, haben hinter den Ruderern ihre Plätze genommen. Flöten, Geigen und „Cornemus“ erklingen zum echt ländlichen Konzert, wie es sich für das ländliche Fest gehört. So geht die Fahrt fröhlich dahin an den alten Weiden des Ufers vorüber, dem Ziel entgegen, wo den gnädigen Herrn seine getreuen Bauern und Knechte mit Ungeduld erwarten und mit Jubel empfangen werden. Diese Scene aus einem Herrenleben voll idyllischen Glücks ist von M. Deloir, einem der zahlreichen begabten und geschätzten Künstler dieses Namens, in unserm Bilde in so lebenswürdiger Wahrheit geschildert, daß wir an ihre Möglichkeit glauben und gerne glauben. Leider aber bewahrt vielleicht alle seine gütige und aufgeklärte Gesinnung, alle seine Volksfreundlichkeit diesen jungen Seigneur dennoch nicht vor dem Schicksal, welches seine Standesgenossen decimierte, und auch an ihm und den Seinen werden achtzehn Jahre später möglicherweise Sünden heimgesucht, welche nicht er und sie, sondern ihre Väter und Ahnen begangen haben.

L. P.

Aus dem Frauenleben.

—g. Von der Königin Viktoria. Englands Herrscherin ist unlängst in das 50. Jahr ihrer Regierung eingetreten. Unlängst dieses Ereignisses möge hier daran erinnert werden, auf welche Weise die Königin fünf Jahre vor ihrer Thronbesteigung zum erstenmale die ihr bis dahin vorerhaltene Thatsache erfuhr, daß sie voraussichtlich berufen sei, die Krone zu tragen. „Als Prinzessin Viktoria zwölf Jahre alt wurde,“ so erzählt ihre damalige Gouvernante, Baronin Lehzen, „sagte ich zu ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, daß die Prinzessin jetzt ihre Rechte auf die Erbfolge erforschen müßte. Ihre königl. Hoheit stimmte mir bei und legte die Stammtafel in das Geschäftsbuch. Als Herr Davys, der Lehrer der Prinzessin, fortgegangen war, nahm diese wie gewöhnlich das Buch wieder zur Hand und sagte, als sie das hineingelegte Blatt sah: „Das habe ich noch nie gesehen.“ — „Man hat das auch nicht für notwendig gehalten, Prinzessin,“ antwortete ich. — „Ich sehe, ich stehe dem Throne näher als ich glaubte.“ — „So ist es, Prinzessin,“ sagte ich. Nach einigen Augenblicken nahm die Prinzessin das Gespräch wieder auf: „Manches Kind an meiner Stelle würde stolz sein, aber diese kennen die Schwierigkeiten nicht. Es ist ein glänzendes Los, aber eine große Verantwortlichkeit.“ Darauf sagte ich: „Aber Ihre Tante Adelaide (Gemahlin König Wilhelms IV.) ist noch jung und kann noch Kinder bekommen; natürlich würden diese, nach dem Tode ihres Vaters, den Thron besteigen und nicht Sie, Prinzessin.“ Die Prinzessin antwortete: „Und wenn das geschähe, würde ich keine Enttäuschung erfahren, denn ich sehe aus Tante Adelaides Liebe für mich, wie sehr sie Kinder liebt.“ — An dem Tage, der das Jubiläumsjahr ihrer Regierung einleitete, erhielt Königin Viktoria eine Menge von Glückwünschen. Es ist selbstverständlich, daß sich auch die Kinder, Enkel und Urenkel hierbei beteiligten. Die Königin hatte sich eben in ihre Gemächer zurückgezogen, als der dienstthuende Kammerdiener plötzlich meldete, daß der Herzog von Albany im Vorgemach erschienen sei. Bei Nennung dieses Namens — es war derjenige ihres verstorbenen Lieblingssohnes — wandte sich die Königin erschreckt um. An der Schwelle stand ihr kleiner Enkelsohn, der den Titel seines Vaters führt, genau so gekleidet, wie sein Vater in der Jugend. Auf's bestigste bewegt, schloß Königin Viktoria ihre Schwiegertochter, die verwitwete Herzogin von Albany, welche hinter der Portiere hervortrat, in die Arme. — Ein großartiges Jubiläumsgeschenk haben die Einwohner des Londoner Stadtbezirks Kensington der Königin zugebracht. Sie wollen auf ihre Kosten einen prächtigen Palast in Kensington-Gardens bauen und denselben der Königin als Eigentum überweisen. — Den Bildhauer Böhm, einen Wiener von Geburt, hat die Königin kürzlich beauftragt, ihr Medaillon-Porträt für die neuen Gold-, Silber- und Nickelmünzen anzufertigen, die während des Jubiläum-Jahres (1887) ausgegeben werden sollen. Der Künstler hat übrigens jüngst eine kleine Marmorbüste der Königin — ein Geschenk für Abbe Ditz — vollendet.

—g. Von der Kaiserin Charlotte. Nachdem die Nachrichten über die unglückliche Kaiserin von Mexiko in letzter Zeit etwas erfreulicher gelaute hatten, kommen jetzt wieder betrübendere Meldungen. Die unglückliche Kaiserin verfiel in den letzten Monaten in eine tiefgehende Melancholie, so daß sie sich weigerte, das Bett zu verlassen und Nahrung zu sich zu nehmen. Die Ärzte machten infolge dessen den Versuch, die Kranke durch Musik aufzuheitern. Direkt vor ihrem Fenster ließ man eine Militärmusik aufstellen und heitere Weisen spielen. Das Mittel hatte nur insofern Erfolg, als die Traurigkeit bei der Kranken einer ungeheueren Erbitterung Platz machte. Sie schrieb mehrere ergreifende Briefe an ihren Vater, den verstorbenen König der Belgier, in welchen sie Klage führt, daß man in dem ihr gehörigen Hause Feste abhalte, erklärte, daß sie dies nicht dulden wolle, und wenn sie keine Gerechtigkeit fände, die Hilfe fremder Mächte anrufen würde. Jetzt verläßt die Kaiserin schon bei Tagesanbruch ihre Gemächer und hält sich zumeist beim Gitterthore auf, um, wie sie sagt, zu verhüten, daß ein Fremder eintrete und den Rasengrund zertrete.

Allerlei fürs Saats.

Die Herstellung von Fruchtsäften, besonders aus Beerenobst, wächst allerorten mit dem sich stetig vergrößern den Bedarf. Bei den niedrigen Zuckerpreisen ist es heutzutage nicht nur lohnend, sich in kleineren Familien aus gekauftem Obst erfrischende Fruchtsäfte zu bereiten, sondern auch Garten- und Landbesitzern anzuraten, den Anbau von Beerenobst zu fördern und deren Ernten zur Herstellung von Fruchtsäften (s. Bazar Jahrg. 1872 S. 248) und Fruchtsäften zu verwenden. Besonders die letzteren sind stets verkäufliche Artikel und ihre Herstellung eine sehr einfache; das Wesentliche derselben soll in nachstehendem erörtert werden.

Alle Wald- und Gartenerträge, die man zu Fruchtsäften verarbeitet, enthalten Fruchtschleim (Pektinstoff), der beim Auspressen in den Saft übergeht, diesen trübe und gelatinieren

macht, und wenn er vor dem Sirupochen nicht entfernt wird, auch die Sirupe trübe und zum Schimmeln geneigt macht. Mit Ausnahme der Erdbeeren, welche dabei ihr Aroma einbüßen würden, müssen alle ausgepressten Fruchtsäfte zur Entfernung des Schleimes einer kurzen Gährung unterworfen werden; bei Himbeeren zc. wird durch diese Gährung das Aroma sogar bedeutend erhöht.

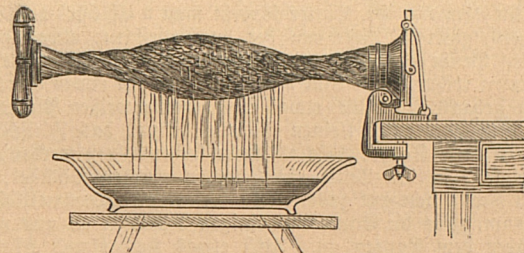
Wie man die Früchte preßt, ist ziemlich gleichgültig, nur darf der Saft nicht mit Metallen, besonders nicht mit Zink und Eisen in Berührung kommen, die zunächst seine Farbe und seinen Geschmack verändern würden. Für den Kleinbedarf sind eine Reihe von Saftpresen konstruiert worden, die aber meistens an dem Uebelstande leiden, daß ihre Teile sich verbiegen, bei Anwendung großer Kraft zerbrechen.

Seit alter Zeit ist in vielen Haushaltungen als Presse ein aus Hanf gearbeiteter Sack verwendet worden, den man, nachdem er gefüllt war, zusammenbrückte und so den Saft aus dem Obst, wie das Wasser aus der Wäsche, durch „Auswringen“ zum Austreten zwang. Dieser Hanfsack ist neuerdings zeitgemäß zu einer Pressvorrichtung umgestaltet worden, welche aus dem Spezialdepot für Patentneuheiten von S. Planer, Wien I, Wipplingerstraße 45, in Berlin durch E. Cohns Magazin, SW Leipzigerstraße 88, bezogen werden kann. Diese Saftpresse besteht aus einem 50 Centimeter langen gestrickten Hanfsack, dessen Boden durch einen Holzpropfen geschlossen und mit einem Handgriffe versehen ist.

An der Einfüllöffnung trägt der Sack einen verzinneten Trichter, der mit Propfen und Deckel verschlossen werden kann. Mittels Schraubenklammer wird die Saftpresse an die Tischplatte befestigt, dann der Sack mit der Frucht, die vorher möglichst zu zerkleinern, d. h. in einen Brei zu verwandeln ist, gefüllt, der Sack geschlossen und durch Drehen in waggerichte Lage gebracht.

Ein darunter gestelltes, entsprechend großes Gefäß nimmt den Saft auf. Der Fruchtsaft kommt hierbei nicht mit dem Metall in Berührung; der Sack kann leicht gereinigt werden.

Den gewonnenen Saft läßt man nun in warmer Sommer-temperatur etwa 3 Tage lang vergären, ohne daß die Gährung vollkommen zu Ende gehe, sondern daß nur möglichst viel Gefe wachse, die alle trübenden Stoffe an die Oberfläche des Saftes treibt; dann filtriert man legetern. Noch besser ist es, wenn man in dem Brei der zerdrückten Früchte auf je 100 Gewichtsteile der legetern zwei Gewichtsteile Zucker auflöst und den Brei in Steintöpfen oder Holzjässern 3—4 Tage lang bei einer Temperatur von 20—25 Grad Celsius unter täglich einmaligem Umrühren stehen läßt, und ist die Hauptgährung vorüber, dann erst den Saft von dem Brei trennt und legetern auspreßt. Ein Zeichen, daß die Gährung zur Genüge verlaufen, ist es, wenn der Saft leicht durch einen



Bapierfilter läuft und eine Probe desselben, mit der doppelten Menge reinen Weingeistes vermischt, sich nicht mehr trübt. Im Großen läßt man die Gährung in geschlossenen Gährfässern verlaufen. Den ausgepressten Saft überläßt man an kühlem Orte zwei Tage lang der Ruhe, gießt ihn klar ab und filtriert ihn. Letzteres geschieht durch Seihetücher oder Säckchen oder durch Filtrierpapier.

Fruchtsäfte, die noch trübe geblieben sind und sich schwer filtrieren lassen, versetzt man mit etwas abgerahmter Milch und schüttelt sie kräftig damit.

Die Fruchtsäfte machen den Käsestoff der Milch gerinnen und dieser hüllt die trübenden Stoffe ein und kann nun leicht abfiltriert werden.

Zerzupftes reines weißes Fließpapier kann zum Klären der Säfte in gleicher Weise benutzt werden.

Man kann die klaren zuckerreichen Fruchtsäfte nun entweder gleich zu Fruchtsirupen verkochen, oder sie auch und zwar in folgender Weise haltbar aufbewahren. Man füllt den auf 80 Grad Celsius erhitzten und dann bis auf 50 Grad abgekühlten Fruchtsaft auf gut gereinigte und vorgewärmte Brunnen- oder Weinsflaschen bis etwa 2/3 Centimeter unter die Flaschenmündung. Die Flaschen werden auf eine Strohlage, welche den Boden eines Kessels bedeckt, gestellt, hierauf der Kessel mit kaltem Wasser bis an den Hals der Flaschen gefüllt und darin eine Stunde bis auf 80—90 Grad Celsius erhitzt, darauf rasch mit guten, reinen (gebräunten) Propfen verschlossen, mit Bindfaden versichert und wohl auch verpicht. — Will man Sirup aus den Fruchtsäften kochen, so löst man in 5 Gewichtsteilen des filtrierten Saftes 9 Gewichtsteile weißen Zucker auf und erhitzt im Wasserbade oder kocht auf freiem Feuer einmal auf und zwar in einem blank geschuerten kupfernen Kessel (Zinn und Eisen verändern die Farbe der Säfte). Scheiden sich hierbei noch Eiweißstoffe in Flocken aus, so werden sie beim Durchsieben des Saftes von diesem getrennt. Man verwahrt Sirupe in Steinkruken oder Flaschen, fest verschlossen, an einem kühlen Orte auf. Am besten füllt man den Sirup noch warm auf die vorher sorgfältig gereinigten Gefäße. — Schließlich wollen wir noch jener angenehmen festen Fruchtzucker gedenken, welche man sich mit Hilfe der Fruchtsäfte leicht herstellen kann. Als Beispiel wählen wir den Himbeersirup. Man stellt in einen Steintopf einen gut Zucker mit der Spitze nach unten auf und gießt nach und nach den klaren Fruchtsaft auf den Boden des Zuckers, so daß dieser ganz davon durchzogen wird. Auf 1000 Teile Zucker bedarf man ungefähr 70 Teile Saft. In dem Himbeersaft löst man zuvor 3—4 Prozent Citronensäure. Ist die erste Portion Saft in den Zucker gezogen, so läßt man diesen an einem lauwarmen Ort trocken werden und wiederholt dann das Aufgießen des Saftes. Endlich trocknet man den Zucker und schlägt ihn in Stücke. Er wird in gut verschlossenen Gläsern aufbewahrt und ist in Wasser oder Selterwasser aufgelöst ein angenehmes Erfrischungsmittel, besonders auch im Krankenzimmer.

J.

Feine Küche.

August.

Conformé mit italienischer Garbüre. — Kalbskopf à la maître d'hôtel. — Gespöckte Male. — Hirschkneule (englisch). — Heidelberger Pudding.

Conformé mit italienischer Garbüre. 1 Kilo mageres Rindfleisch, 1 Kilo Kalbfleisch, 1 Kilo Hammelfleisch, beides mit wenig Fett, und 500 Gr. mageren Schinken schneidet man in dünne Scheiben und zerlegt ein altes Suppenhuhn. Den Boden einer Kasserole belegt man mit dünnen Speck- und Zwiebelscheiben, kleingeschnittenen Möhren, Pastinakarwurzeln, Petersilienwurzeln, Sellerie, fügt 1 Lorbeerblatt, 1 Nelke, einige Pfeffer- und Pimentkörner hinzu und läßt alles so lange rösten, bis die Zwiebeln braun sind; nun gießt man 4—5 Liter Wasser, das man vorher aufkocht, doch wieder abkühlen ließ, darauf bringt alles unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, schließt die Kasserole (Dampftopf) fest zu und kocht die Brühe ganz langsam 3—5 Stunden. Dann feiht man die Brühe durch, entfettet sie, läßt sie 10 Minuten etwa stehen, gießt sie vorsichtig in eine reine Kasserole und läßt sie wieder recht heiß werden, schmeckt nach dem Salze und richtet sie an.

Italienische Garbüre. Während das Conformé kocht, siedet man in gejalzenem Wasser 2—3 Köpfe Wirsing ¼ Stunde lang, legt sie zum Abkühlen in frisches Wasser, drückt sie dann aus, legt sie auf ein Küchbrett und schneidet die großen Rippen heraus; nun legt man den Wirsing mit zwei vorher gebratenen Tauben, 1 Stück Roastbeef, 1 Stück rohen Schinken, 1 Möhre, 2 Chalotten, Salz und 75—100 Gr. Butter in eine Kasserole und dämpft den Wirsing gar; auch 3—4 geschälte Milchbrote schneidet man in dünne Scheiben und röstet sie im Ofen goldgelb. Eine Porzellanform streicht man mit frischer Butter aus, dann belegt man sie 2 Ctm. hoch mit gerösteten Brotscheiben, darauf legt man Wirsing, streut geriebenen Parmesankäse darauf und legt nun immer abwechselnd Brotscheiben und mit Käse bestreuten Wirsing in die Form, doch muß oben auf Brot liegen; den durchgeseihten Fond des Wirsing träufelt man über das Ganze, legt Butterstückchen darauf, bestreut es mit Parmesankäse und bäckt die Garbüre im Ofen schön gelbbraun. Die Garbüre wird in der mit einem hübschen Metallrande oder mit einer Serviette umschlungenen Backform neben dem Conformé umhergereicht.

Eine einfachere, freilich nicht so feine Herstellungsweise der Garbüre ist, wenn man nur Butter, Schinken, etwas von dem Conformé, etwas kräftige Jus oder einen Theelöffel voll Fleischextrakt zum Dämpfen des Wirsing benutzt.

Kalbskopf à la maître d'hôtel. Ein recht großer Kalbskopf wird sorgfältig gepußt, darauf in gejalzenem Wasser, dem man eine mit 2—3 Nelken besteckte Zwiebel, Suppenkraut und Wurzelwert zusetzt, weich gekocht, dann wird das Fleisch in zierliche Stücke geschnitten und diese im Marienbade warm gestellt. In 150 Gr. Butter schwingt man 2 Eßlöffel voll Mehl hellgelb, gießt ½ Liter von der durchgeseihten, etwas eingekochten Brühe dazu, läßt dies zusammen unter Rühren einige Minuten kochen, gießt nun 2 Eßlöffel voll mit etwas Zitronenschale gehackte Petersilie, etwas Salz, wenig weißen Pfeffer, sowie den Saft einer kleinen Citrone hinzu; das Fleisch legt man in diese Sauce, läßt es darin kochend heiß werden, legt es hierauf in die Mitte einer flachen runden Schüssel, legt einen Kranz von gut zubereiteten Gries- oder Semmelflößchen ringsum, zieht die Sauce mit einigen Eidottern ab und richtet sie über dem Ganzen an. Auch etwas Kerbel und Estragon kann man, wenn man den Geschmack liebt, hinzufügen.

Gespöckte Male. Ein oder zwei recht große Male werden getödet und enthäutet. Gewässerte Sardellenfilets, Trüffel, ganz wenig Zitronenschale und nach Belieben einige Pfeffergurken schneidet man in ganz feine Streifen und spickt den Mal zu beiden Seiten recht vorsichtig damit, worauf man ihn zusammenrollt, mit Holzspeilerchen und Bindfaden so befestigt und dann mit Salz, Pfeffer, einigen feingeschnittenen Zwiebeln bestreut, mit Weißwein und etwas Zitronensäure besprengt, auch etwas Kräuter und 1 Lorbeerblatt hinzufügt. Nach einer Stunde nimmt man den Mal aus dieser Marinade, bestreicht ihn mit Olivenöl und brät ihn auf einem Roß, wobei man ihn öfter mit etwas von der Marinade besprengt. Beim Anrichten legt man den Mal erst zum Abtropfen des Fettes auf Löschpapier, dann auf die Schüssel, steckt statt der Holzspeilerchen, Silberspieße durch den Fisch, entfernt den Bindfaden, garniert die Schüssel mit Zitronenspalten und Petersiliensträußchen und giebt nach Belieben eine Sauce tartare, Remoulade oder eine Liebesapfelsauce dazu.

Hirschkneule (englisch). Man bereitet einen Teig aus 5 ganzen Eiern, 1 Kilo 600 Gr. Mehl, etwas Wasser und 1 Eßlöffel voll Salz, wirft ihn gut durch, bis er dann ganz fest ist, worauf man ihn daumendick ausrollt. Eine große, schöne abgegangene Hirschkneule — im Sommer 2—3, im Winter 6—8 Tage — wird leicht gewaschen, enthäutet, dicht und zierlich gespöck, mit Salz (Dr. Raumann's Gewürzsalz) bestreut, dann auf den Teig gelegt, wird die Keule von allen Seiten fest darin eingehüllt; es darf nirgend eine Lücke in dem Teige sein. Nun wird die Keule an einen Spieß gesteckt, mit dick gebuttertem Papierbogen umwickelt, die Pflanne (Cohn's Bratpfanne) in einen anfangs sehr heißen Ofen gestellt und die Keule unter fleißigem Begießen mit heißer Butter gebraten. Sobald der Teig hart ist, läßt man die Hitze des Ofens abnehmen und die Keule bei oftmaligem Umdrehen 2—2½ Stunde braten. Mit einer Spicnadel probirt man, ob das Fleisch weich ist, entfernt den Teig von der Keule, übergießt sie beim Anrichten mit etwas von dem Fond und giebt Johannisbeergelée oder die nachfolgende Sauce dazu.

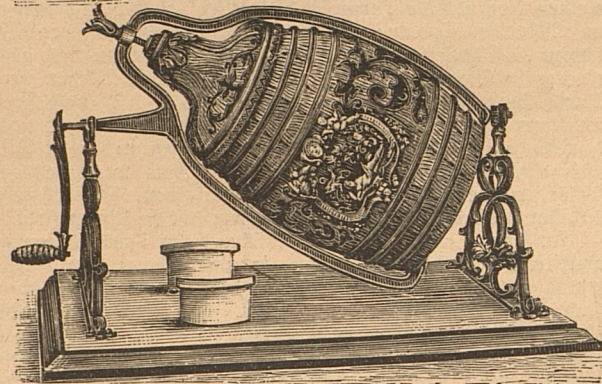
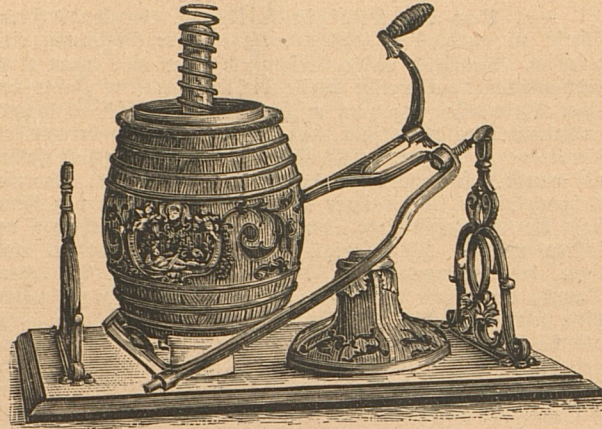
Sauce zu der Hirschkneule. In etwas von dem abgetropften Fett röstet man 1½ Eßlöffel voll Mehl, giebt etwas braune Coulis oder Jus, ½ Liter Madeira, ebenso viel Fleischbrühe, eine Prise Pfeffer dazu, kocht die Sauce durch und feiht sie durch ein Sieb, nachdem man nach dem Salze schmeckt. Statt Coulis kann man auch in etwas Fleischbrühe aufgelösten Fleischextrakt benutzen.

Heidelberger Pudding. 275 Gr. Korinthen werden verlesen, gewaschen und blandirt. 25 Gr. halb süße, halb bittere Mandeln gerieben, an 225 Gr. Zucker reibt man die Schale von 2 Citronen ab und stößt den Zucker dann. Schon vorher kochte man einige große, schöne geschälte Möhren und 1 Sellerieknolle in Salzwasser gar, ließ sie erkalten und reibt sie jetzt auf einem Reibeisen — von den Möhren gebraucht man 500 Gr. 200 Gramm Butter rührt man zu Schaum, dann rührt man nach und nach das Gemüse, 14 Eidotter, den Zitronen-

zucker, den Saft der 2 Citronen, 375 Gr. Semmelkrumen, die Mandeln, Korinthen, 3 Theelöffel voll gestoßenen Zimmt und 2 Prisen Salz dazu und zieht zuletzt den steifen Schnee von 14 Eiseiß durch die Masse. 1—2 Formen buttert man gut, streut sie sorgfältig mit Zwiebackkrumen aus, füllt die Masse hinein, schließt die Form und kocht die Puddinge im Wasserbade 1½—2 Stunden. Eine Weinschaumsauce mit Rumpfeschnack giebt man zu dem Pudding. J. S. W.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Champagner-Apparat. Der nebenstehend skizzierte neue Apparat ermöglicht es, den Champagner in Flaschen auf einfache Weise stark abzukühlen, eine Abkühlung, die sogar bis zum vollständigen Gefrieren des Champagners gesteigert werden kann. Zu diesem Zweck setzt man die Flasche, wie es Fig. 1 veranschaulicht, in das auf dem eisernen Unterfuß stehende künstlerisch ausgeführte Steingutgefäß, füllt den übrigen Raum mit einem Gemisch aus zerkleinertem Eis und etwa 1½—2 Pfund Salz aus und verzieht den Flaschenhals mit der Spiralfeder, wie es gleichfalls Fig. 1 zeigt. Hierauf wird der Deckel auf den auf der Öffnung des Gefäßes liegen-



den Summiring gelegt und der Apparat durch festes Aufschrauben des denselben umspannenden bronzierten Metallrahmens luftdicht verschlossen; alsdann legt man das Ganze, wie in Fig. 2 angedeutet, in das Gestell und bringt es in drehende Bewegung. Die durch das Umdrehen bewirkte innige Mischung des Salzes mit dem Eis erzeugt eine tiefe Kälte, welche schon nach 8—10 Minuten den Champagner zum Gefrieren bringen kann. Daß so tief abgekühlte Getränke mit Vorsicht genossen werden müssen, damit nicht Magenkatarrhe entstehen, wird unsern Lesern bekannt sein. Je mehr besonders geistige Getränke abgekühlt werden, um so angenehmer und verführerischer ist ihr Geschmack, um so mehr ist aber auch Vorsicht bei ihrem Genuß geboten. Die Ausstattung des Gefäßes ist eine ebenso geschmackvolle, wie reiche, und kann daselbe, zumal es leicht zu reinigen ist, auch als Bowle benutzt werden; desgleichen läßt sich der Apparat zu Herstellung von Eiscreme verwenden, und werden hierzu passende Einlaggefäße geliefert. Das Gefäß des Apparates besteht, wie bereits erwähnt, aus mehrfarbigem Steingut und entspricht in seinem äußeren vollkommen der vorstehenden Skizze; der Preis des Apparates beträgt 40 Mark.

Bezugsquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Buntes Allerlei.

Kreuzgruppe.

1.	0	0	0						
2.	0	0	0						
3.	0	0	0						
4.	0	0	0	0	0	0	0	0	
5.	0	0	0	0	0	0	0	0	0
6.	0	0	0	0	0	0	0	0	0
7.	0	0	0						
8.	0	0	0						
9.	0	0	0						

Nach dem Muster der beistehenden Figur arrangiere man:

1. Ein Dorf, welches durch ein verhängnisvolles Naturereignis befallen worden ist.
2. Einen Titel.
3. Einen Vogel.
4. Eine der Shakespeareschen Frauengestalten.
5. Eine beliebige Oper.
6. Eine der Goetheschen Frauengestalten.
7. Einen Körperteil.
8. Den zweitilbigsten Namen einer Note.
9. Einen großen Fluß.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 65.

Man soll die 28 Steine eines Dominospiels in 3 Reihen hinlegen, so daß die obere und untere Reihe die mittlere auf beiden Seiten um die Größe eines Steines überragen. Die obere und untere werden dann je 5, die mittlere 4 Vierecke enthalten.

Die Steine sollen aber so geordnet werden, daß jedes der kleinen Vierecke 4 gleich große Points hat. Es stellt sich dann heraus, daß je zwei Vierecke dieselbe Zahl der Points in gleicher Ordnung besitzen. Das Viereck, welches sämtliche Blank (0) enthält, wird daher zweimal vorkommen, ebenso das der sämtlichen 1 etc.

Wie verfährt man?

§ ch a ch.

Aufgabe Nr. 182.

Von G. Puff.

Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 180 Seite 312.

1. Dg4—g3.
Schwarz.
1. Beliebig.
2. D. S. oder L. matt.

Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Füllrätsels Seite 312.

	B	E	L	
S	a	l	i	s
U	d	i	n	e
M	e	s	s	e
n	e	e		

Auflösung des Sternarithmogryphs Seite 312.

- „Herbstzeitlose.“
- I. Nebel.
 - II. Gel.
 - III. Nubel.
 - IV. Biel.
 - V. Zobel.
 - VI. Fouf.
 - VII. Zobel.
 - VIII. Ggel.
 - IX. Zschl.
 - X. Zell.
 - XI. Rahul.
 - XII. Spal.
 - XIII. Stuhl.
 - XIV. Emil.

Korrespondenz.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. B. N. in W. Durch Kuhmilch können Krankheitsstoffe (Scharlach, Lungenschwinducht) auf den Menschen übertragen werden, es sollte daher Milch unbekannter Abstammung niemals roh genossen werden, eine Warnung, die zu verbreiten sich bereits öffentliche Behörden haben angelegen sein lassen. Durch das Abkochen der Milch werden etwa in derselben vorhandene Krankheitskeime zerstört. Ist man gezwungen, Säuglingen Kuhmilch zu reichen (von dem Gebrauch der Kindermehle im ersten Lebensjahre der Kinder ist abzuraten), so muß eine Milch von möglichst gleichmäßiger Zusammensetzung gefordert werden, also ganze, unverfälschte Milch und am besten die zusammengeschüttete Stallmilch von allen Kühen einer Oekonomie. Nach Dr. Festenberg ist es zwecklos, mitunter selbst nachteilig, sich die Milch stets von derselben Kuh besorgen zu lassen. Es ist festgestellt, daß die Zusammensetzung der Milch derselben Kuh von zahlreichen, schwer zu überwachenden Einflüssen abhängt und daß namentlich die größten Schwankungen im Fettgehalt vorkommen, wenn nicht das Ergebnis der ganzen Melkung gemittelt, sondern wenn die Milch portionenweise frisch weggegeben wird. — Die Verhütung der Kühe, welche zur Überträgerin der Lungenschwinducht beim Menschen wird, ist bei Ziegen noch nicht beobachtet worden, deshalb empfiehlt Professor D. W. B. Ziegenmilch denen, welche ohne Gefahr rohe Milch trinken wollen. — N. F. Der dunkelfarbige Kellerrpilz oder Vorkümmel, der sich mit Vorliebe in Weintellern läppig ausbreitet, ist völlig unschädlich für die Gesundheit und hat mit dem gesundheitsschädlichen Hauschwamm nichts zu thun. Dennoch ist es gut, den Kellerrpilz nicht die Kellerräume überwuchern zu lassen, da leicht durch Unvorsichtigkeit bei der Handhabung der Kellerrichter der die Wände und Fässer überziehende Schimmel in Blut geraten kann. Dr. M. Traube erzählt einen Fall, wo ein Küfer im Keller erkrankte, dadurch, daß der Schimmel der Kellerräume rasch abbrannte und damit der Luft den zum Atmen nötigen Sauerstoff entzog. — Martha L. Der in Schweizer Hotels dargebotene Honig ist trotz seines prächtigen Aussehens nur in ganz seltenen Fällen wirklicher Bienenhonig, meistens ein mit Honig verfeilter oder auch gänzlich honigfreier gelbgefärbter Kartoffelstärkebräu. — A. K. Wir können Sie vor dem Gebrauch der Morifonschen sogenannten Blutreinigungspillen nur auf das dringendste warnen. Dieselben enthalten in wechselnder Menge die starkwirksamen, ohne ärztliche Verordnung genommen, gefährlichen Wühmittel, wie Colocintin, Gummitutti u. s. w. — Abonementin F. F. in W. Unschätzbare Enthaarungsmittel sind auf Seite 152 d. Z. angegeben worden. — Zur Auswahl von Sprüchen empfehlen wir Ihnen das Büchlein „Zwischen auf Haus und Gerath“, erschienen bei Herz in Berlin.

Verschiedenes. Anna P. Es wird uns mitgeteilt, daß Lampenschirme, mit gepreßten Blumen, Farben, Inschriften etc. nach Wunsch des Bestellers decoriert, auch von A. Homann in Greene bei Krefenjen angefertigt werden.

Anfrage. Wo werden Handnähmaschinen, welche das Zeichen B. Taylors System tragen, gefertigt, bez. verkauft? Dieselben wurden schon im Jahre 1870 oder 71 verfertigt; existirt die Firma noch?

Abon. in C.

An unsere Abonnenten.

Wir machen auf die nachstehenden, in Originalgröße ausgeführten Vorzeichnungen aufmerksam, welche zu den beigefügten Preisen von uns gegen Einzahlung der Abonnements-Quittung für das laufende Quartal zu beziehen sind.

I. Vorlagen für Holz-Malerei nebst Text (zu Bazar 1885 Seite 352). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 3.10 = fl. 1.90 Kr. ö. W.

II. Bettdecke in Matt-, Lanquettens-, point-russe-Stiderei und Filatguipüre (zu Bazar 1886 Seite 154 Abb. 6). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. ö. W.

III. Vorlagen für Porzellan-Malerei (zu Bazar 1886 Seite 262). 1 Bogen. Preis incl. Porto M. 1.10 = fl. —.70 Kr. ö. W.

Gegen Extrazahlung von 50 Pf. = 30 Kr. ö. W. liefern wir auf Wunsch je 1 Exemplar der betr. Bazar-Nummer, auf welche sich jede der vorstehend angeforderten Vorzeichnungen bezieht, zusammen mit den Vorzeichnungs-Bogen an die geehrten Besteller.

Administration des „Bazar“, Berlin W.

Die nächste Nummer (Nr. 33) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12 mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.